



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Der Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz Eine Diskursanalyse zur Verschränkung von Wis- senschaft und Rassismus

Verfasser

Florian Preinfalk

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im März 2013

Studienkennzahl: 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuer: Ao. Univ. Prof. Dr. Thomas Slunecko

Danksagungen

Ich möchte mich hier bei allen bedanken, die zum Gelingen dieser Diplomarbeit beigetragen haben.

Mein Dank für die wissenschaftliche Betreuung gilt Herrn Professor Dr. Thomas Sluneko. Für die mehrmalige Durchsicht dieser Diplomarbeit möchte ich mich bei meinem Onkel Wolfgang Fitzinger bedanken.

Bei allen, die mich motivational bei der Entstehung dieser Arbeit unterstützt haben, gilt mein besonderer Dank. Insbesondere waren dies meine Eltern Max und Monika Preinfalk.

Inhalt

1 Von einem Radiointerview zur forschungsleitenden Fragestellung	5
2 Historische und theoretische Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz	9
2.1 Von Francis Galton zu: „The Bell Curve“	10
2.2 Gene, Intelligenz, Biologie und Gesellschaft	15
2.2.1 Das g-Faktorenmodell als Grundvoraussetzung einer Erbllichkeit von Intelligenz	15
2.2.2 Heritabilitätskoeffizient und Zwillingsforschung als fraglicher Nachweis von Intelligenz	17
2.2.3 Intelligenz und das evolutionäre Klima	19
2.2.4 Gehirngröße und Intelligenz	20
2.2.5 Differenzielle K Theorie	21
2.2.6 Intelligenz als Ursache von Armut?	24
3 Rassismus	25
3.1 Problematik des Begriffs Rasse	25
3.2 ‚Rasse‘ als klassifikatorischer Begriff	27
3.3 Wertung und Hierarchisierung	28
3.4 Erklärung der Unveränderlichkeit von Rassenhierarchien	29
4 Diskurs und Diskurstheorie	30
4.1 Diskurs bei Foucault, Jäger und Wodak	30
4.2 Bedeutung der Sprache im Diskurs bzw. Diskursanalyse	35
4.3 Bedeutung des Diskursverständnisses für die forschungsleitende Fragestellung	36
5 Die Untersuchung des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz	38
5.1 Wichtige Vorentscheidungen	38
5.1.1 Auswahl des untersuchten Genres	38
5.1.2 Auswahl des Diskursabschnitts	42
5.2 Strukturanalyse und Textauswahl	44
5.2.1 Aufbereitung des Materialcorpus und Erstellung des Dossiers	44
5.2.2 Textauswahl zur Feinanalyse	47
5.3 Transkription	54
5.4 Feinanalyse	54
5.4.1 Aufbereitung der Textoberfläche	55
5.4.1.1 Gliederung in Sinneinheiten	55
5.4.1.2 Argumentationsstrategien und Strategien der Perspektivierung	57
5.4.1.2.1 Argumentative Strategien	57
5.4.1.2.2 Strategien der Perspektivierung	58
5.4.2 Untersuchung der sprachlich rhetorischen Mittel	63

5.4.2.1 Nominationsstrategien und prädikative Strategien	64
5.4.2.2 Einbindung von Racionymen und des Begriffs Rasse in die untersuchten Texte	65
6 Schlussbetrachtungen	71
7 Literaturverzeichnis	74
Appendix	80
A. Inhaltsangaben der Studien	80
B: Transkript der Studie von Rushton und Templer (2009)	80
C: Transkript der Studie von Templer (2008)	89
D: Transkript der Studie von Templer und Arikawa (2006)	94
E Tabellenverzeichnis der Studien	101
F: Abstracts der Studien	103
G Sinneinheiten der Studien	104
H: Tabellen der am öftesten zitierten Texte in den Studien	117
I: Nominationsstrategien der Studien	120
J: Prädikative Strategien der Studien	126
K: Variablen mit Eigenschaften	129
Abbildungsverzeichnis	
Abbildung 1: Logistische Funktion mit den Parametern r und K	21
Abbildung 2: Modell der Diskursebenen	32
Abbildung 3: Modell der Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Interaktion	33
Abbildung 4: Beispiel zum Aufbau einer Studie in einer psychologischen Fachzeitschrift	40
Abbildung 5: Zeitschriftenrangliste im Journal Citation Reports	42
Tabellenverzeichnis	
Tabelle 1: Zusammengefasste Themenblöcke und Beispiele	46
Tabelle 2: Quantitative Bandbreite des Textcorpus	47
Tabelle 3: Besonders typische Texte des untersuchten Diskursstrangs:	48
Tabelle 4: Textcorpus nach dem ersten Schritt	51
Tabelle 5: Textcorpus nach dem zweiten Schritt	52
Tabelle 6: Textcorpus nach dem dritten Schritt	53

1 Von einem Radiointerview zur forschungsleitenden Fragestellung

Das Thema dieser Diplomarbeit ist der Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz. Der Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz ist Teil der Intelligenzforschung. Die Intelligenzforschung ist für die Psychologie ein wichtiger Bereich. Besonders in den USA war sie bei der Etablierung des Fachs Psychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts wesentlich (vgl. Kap. 2). In vielen Forschungs- und Anwendungsfeldern der Psychologie finden Intelligenztests Verwendung, und sie ist ein wesentlicher Teil der Fachdisziplin Psychologische Diagnostik (vgl. Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 557-600; vgl. Kubinger, 2006). Aufgrund der hohen Relevanz der Intelligenzforschung für die Psychologie ist sie auch ein wichtiger Bereich im Psychologiestudium. Ob es überhaupt möglich ist Intelligenz zu messen, oder ob Intelligenz das ist, was Intelligenztests messen, möchte ich hier dahingestellt lassen. Das Problem, mit dem ich mich im Rahmen meiner Diplomarbeit auseinandergesetzt habe, ist der Bereich der Intelligenzforschung, in dem sie mit Rassismus verwoben ist. In diesem Zusammenhang kann Intelligenzforschung Teil von öffentlichen Kontroversen sein. Ein Beispiel dafür ist die Diskussion um das Buch: „Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen“ von Thilo Sarrazin (vgl. Haller & Niggeschmidt, 2012). Ein weiteres Beispiel einer solchen Debatte sind die Reaktionen auf ein Radiointerview eines Psychologen. Ich möchte auf dieses Interview in der Folge näher eingehen, weil hier einige wichtige Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz aufscheinen und deshalb einen guten Einstieg in das Thema dieser Diplomarbeit geben.

Dieses Interview gab 2007 der mittlerweile an der Technischen Universität Chemnitz lehrende und forschende Psychologieprofessor Heiner Rindermann in Deutschlandradio Kultur. Es soll laut Lentz (2007, S. 1) erheblich gekürzt und der Titel von: „Dumme Buschmänner, kluge Asiaten“ auf: „Gibt es Unterschiede in Intelligenz und Wissen zwischen Bevölkerungen verschiedener Länder“ geändert worden sein.

Die Grundaussage im Interview ist, dass sich EinwohnerInnen verschiedener Länder in ihrer Intelligenz unterscheiden. Der Grund für diese Unterschiede soll die unterschiedliche genetische Ausstattung verschiedener Gruppen von Menschen sein. Für einen genetischen Anteil dieser Intelligenzunterschiede spreche nach Rindermann (2007, S. 1-2), dass monozygote Zwillinge, die in unterschiedlichen Umwelten aufwachsen, ähnliche Intelligenzen hätten, und adoptierte Kinder in ihrer Intelligenz mehr den biologischen Eltern als ihren Adoptiveltern ähnlich seien. Erklärungen auf rassischer, ethnischer und gesellschaftlicher Ebene sollen zwar spekulativ sein und beruhen auf Plausibilitätserwägungen, weil das Gen, das Intelligenz verursacht, unbekannt sei (Rindermann, 2007, S. 1). Dass dieses ‚Intelligenzgen‘ nicht gefunden worden ist, ist aber für Rindermann kein Grund anzunehmen,

dass Intelligenz nicht genetisch bedingt ist. Es sei eben noch nicht gefunden worden. Geben müsse es dieses Gen für ihn auf jeden Fall.

Zur Frage, ob der Einfluss der Gene stärker ist als der Einfluss der Umwelt, fällt die Antwort bei Rindermann zugunsten der Gene aus. Er meint etwa, dass Menschen auf Basis ihrer Gene Umwelten aussuchten, in denen sie sich besser entwickeln könnten, weil beispielsweise Intelligenter länger zur Schule oder Uni gingen und weniger Intelligente solche Umwelten mieden (Rindermann, 2007, S. 2). Aufgrund von unterschiedlichen Hautfarben und schlechterer Resistenz der Indianer gegen Infektionskrankheiten aus Europa seien Unterschiede in den Genen zwischen den drei Großgruppen oder ‚Rassen‘ (Weiße, Schwarze und Ostasiaten) unbestritten (Rindermann, 2007, S. 3).

Wegen solcher und ähnlicher Aussagen sahen sich Mitglieder des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien an der Universität Mainz zu einer Stellungnahme gezwungen. Unter anderem hieß es in dieser Stellungnahme, dass die Annahme einer genetischen Verursachung von Intelligenzunterschieden zwischen ‚Rassen‘ Unsinn sei, weil mittlerweile Konsens in der Forschung bestehe, dass es keine Menschenrassen gebe und Gene innerhalb einer lokalen Population stärker variierten als zwischen Populationen (Lentz 2007, S. 1-2). Die stärkere genetische Varianz innerhalb von Populationen erlaube es nicht, ‚Großrassen‘ mit relativ einheitlichen Merkmalen auf einer genetischen Basis zu konstruieren und zu argumentieren. Zwillingsforschung sei kein Beweis für genetische Verursachung von Intelligenz, weil die Stichproben zu klein seien und unklar sei, ob Rindermann sich auf die Arbeiten von Cyril Burt¹ oder des KZ Arztes DDr. Mengele² bezog (Lentz, 2007, S. 2). Eine genetische Determination der Auswahl der Bildungsumgebung sei laut Lentz (2007, S. 2) ein abenteuerliches Argument und die Umwelt sei einflussreicher als die Gene, wie der führende Populationsgenetiker Luca Cavalli-Sforza meine. Neben Absprache seiner wissenschaftlichen Kompetenz stellten die Mainzer Ethnologen auch in den Raum, dass Rindermann ein Rassist sei. Bei

¹ Den wissenschaftlichen Wert von Cyril Burts Zwillingsforschung schätze Leon Kamin gering ein, weil Burt nicht immer angab, welche Verfahren zur IQ-Berechnung dienten und nicht ausführte, wie er zu seinen Werten kam (Kamin, 1979, S. 46-61). Den Vorwurf der Fälschung stellte Kamin unter anderem deswegen in den Raum, weil Burt Korrelationstabellen publizierte, die trotz gesteigener Stichprobenanzahl von 1955 bis 1966 auf drei Kommastellen gleich blieben (Kamin, 1979, S. 51).

² Josef Mengele (1911 bis 1979) war laut Massin (2003, S. 21) vom 30. Mai 1943 bis 17. Jänner 1945 ‚Lagerarzt‘ des Vernichtungslagers Auschwitz II – Birkenau. Das genaue Forschungsinteresse Mengeles ist bis auf einen Fall nicht mehr rekonstruierbar, weil seine Notizen und Labortagebücher vernichtet wurden (vgl. Massin, 2003, S. 40). Zur Erforschung der Erbbedingtheit der Entwicklung der Augenfarbe als Grundlage von Rasse und Abstammungsuntersuchung sollen Augenpaare von vier Zwillingspaaren mit heterochromen (verschiedenfarbigen) Augen zu Karin Magnussen (1908 bis 1997) am Kaiser-Wilhelm Institut für Anthropologie für weitere Studien geschickt worden sein (Massin, 2003, S. 240-246).

Lentz (2007, S. 2) steht dazu: „Konstruieren menschlicher Rassen und die darin erfolgende Zuweisung charakteristischer Eigenschaften sowie deren Wertung sind konstituierende Elemente rassistischer Ideologie.“ In die Nähe von Rassismus sei Rindermann laut Fachschaft für Soziologie Münster (2008, S. 1) zu rücken, weil er sich in einem Artikel auf Volkmar Weiß bezog, der für die NPD im sächsischen Landtag saß. Das Antifaschistische Netzwerk Münster- und Osnabrücker Land begründete Rassismuskritik gegen Rindermann, weil er in seinen Arbeiten den schon genannten Volkmar Weiß, den Rasseforscher John Philippe Rushton und mit Arthur Jensen einen Akteur wissenschaftlichen Rassismus zitiert habe (Antifaschistisches Netzwerk Münster- und Osnabrücker Land, 2008, S. 2).

Die fehlende wissenschaftliche Grundlage seiner Schlussfolgerungen, seine Bezüge zu fragwürdigen AutorInnen und wissenschaftlich begründeter Rassismus waren die Kritikpunkte an Rindermann. Ein weiterer Aspekt dieser Debatte sind die Gegenreaktionen auf die Kritik an Rindermann. Rindermann hatte nämlich nicht nur KritikerInnen, sondern auch VerteidigerInnen. Einige dieser VerteidigerInnen möchte ich im Anschluss zu Wort kommen lassen.

Ebenfalls in Deutschlandradio Kultur meinte der an der Humboldt Universität in Berlin lehrende und forschende Psychologe Jens Asendorpf zur Verteidigung von Rindermann, dass dieser gar nicht gesagt habe, dass die Gene Intelligenz bestimmten, weil das mit Zwillingsforschung gar nicht möglich festzustellen sei, und Rindermann das auch so gesagt habe (Asendorpf, 2007, S. 2). Niemand Geringerer als die Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGP) sah sich aufgrund der massiven Kritik an Rindermanns Aussagen veranlasst zu seiner Verteidigung einzuschreiten. Im Mitteilungsblatt der DGP vom 21. Dezember 2007 hieß es zu den Rassismuskritik, dass sie diffamierend seien, weil Rindermanns Aussagen wissenschaftlich seriös und einwandfrei seien, weil diese auch in wissenschaftlichen Fachzeitschriften publiziert worden seien (Hasselhorn, Bliesner & Richter 2007, S. 4). In einer Stellungnahme der Präsidentin der DGP, Ursula M. Staudinger, hieß es, dass Bezüge zu umstrittenen Autoren kein Grund für Vorwürfe seien, weil es wissenschaftlicher Standard, und keine automatische Zustimmung, sei, unterschiedliche Positionen zu einem Bereich zu erwähnen (Staudinger, 2009, S. 1). Außerdem soll der Rassismuskritik ungerechtfertigt sein, weil Rindermann ein seriös arbeitender Wissenschaftler sei, rege in der Fachwelt diskutiert werde und einen nach William Stern benannten Preis³ erhalten habe, der 1933 von den Nationalsozialisten fliehen musste (Staudinger, 2009, S. 1).

Die VerteidigerInnen Rindermanns sahen Bezüge zu fragwürdigen AutorInnen und Paradigmen nicht als Grund, an seiner wissenschaftlichen Kompetenz zu zweifeln. Vielmehr wird

³ Der Preis wird von der Fachgruppe der DGP für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik vergeben vgl. http://www.dgps.de/fachgruppen/diff_psy/content/preis_stern.html (Zugriff am: 2. Mai 2012).

der Eindruck vermittelt, dass solche Bezüge ein Zeichen besonderer Sorgfalt wären, weil er sämtliche Positionen eines Sachverhalts berücksichtigt habe.

Das Beispiel sollte zeigen, dass hier rassistische Denkmuster in Verbindung mit Intelligenzforschung bzw. der Wissenschaft Psychologie stehen. Als ich auf dieses Interview im Zuge von Recherchen stieß, war meine Verwunderung groß Rassismus in einem Bereich zu begegnen, der mir als wissenschaftlich bekannt ist. Diese Überraschung wich zunehmend dem Interesse, mehr über das Verhältnis zwischen Rassismus und Intelligenzforschung zu erfahren. Eines der ersten Erkenntnisse bei meiner Auseinandersetzung mit diesem Thema war es, dass es fast unmöglich ist, zwischen dem, was als gute wissenschaftliche Praxis verstanden wird, und Rassismus zu unterscheiden. Rassismus und Wissenschaft sind nämlich im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz sehr stark miteinander verwoben. Das Ergebnis dieser Durchmischung ist, dass Rassismus im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz durch und durch wissenschaftlich und Wissenschaft hier durch und durch rassistisch ist. Es besteht hier ein spezielles Verhältnis zwischen zwei Bereichen, das ich so nicht vermutet hätte. Das Hauptanliegen dieser Diplomarbeit ist dieses Verhältnis von Wissenschaft und Rassismus aufzuzeigen. An dieser Stelle muss aber gesagt werden, dass rassistische Denkmuster auch in Texten der Psychologie nicht üblich sind. Es ist einfach nicht jeder wissenschaftliche psychologische Diskurs rassistisch aber auch nicht jeder rassistische Diskurs wissenschaftlich. Daher wurden rassistische Denkmuster in dieser Diplomarbeit mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Aus diesem Grund wurde folgende forschungsleitende Fragestellung formuliert: „Wie schreiben sich rassistische Denkmuster in den Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz fest?“

Der erste Schritt zur Beantwortung dieser Fragestellung war es eine Methode zu finden, mit der es möglich ist, das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Rassismus adäquat zu beschreiben. Besonders interessant in diesem Zusammenhang erwiesen sich Ansätze der Diskursanalyse (vgl. Jäger, 2009; Reisigl & Wodak, 2001; Wetherell & Potter, 1992). Als am besten zur Beantwortung dieser Fragestellung geeignet erwies sich schließlich eine Kombination von der Kritischer Diskursanalyse von Siegfried Jäger und der Diskurshistorischen Methode um Ruth Wodak. Damit war es möglich, die Einbindung von Rassismus in wissenschaftliche Texte zu erfassen. Ein weiterer Vorteil ist, dass diese Ansätze der Diskursanalyse zur Untersuchung von Rassismus bereits Verwendung fanden.

Bereits an dieser Stelle soll bemerkt werden, dass im Rahmen dieser Diplomarbeit das Interview von Rindermann nicht untersucht wird. Stattdessen werden psychologische Fachartikel einer Diskursanalyse unterzogen. Die genauen Gründe für diese Wahl sind im Kapitel 5 zu lesen. Bevor im 5. Kapitel die Darstellung der Analyseschritte und der Resultate dieser Analyse erfolgt, wird auf die theoretischen Hintergründe der Methode (vgl. Kapitel 4) und der

theoretischen Hintergründe zum Untersuchungsgegenstand (vgl. Kapitel 2) näher eingegangen. Eine Darstellung des hier vorliegenden Rassismusverständnis erfolgt im Kapitel 3.

Fußnoten sollen in diesem Text als Hauptfunktion wichtige Begriffe, Sachverhalte, Methoden usw. erklären, die für das Verständnis wichtig sind, aber die Textkohärenz zu sehr stören würden, was den Lesefluss zu sehr behindern würde.

2 Historische und theoretische Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz

Die zahlreichen Themen, Theorien und methodischen Ansätze, die im Diskurs der Erbllichkeit von Intelligenz seit fast über hundert Jahren zusammenfließen, erschwerte es mir einen Überblick zu erarbeiten bzw. diesen zu geben. Zum Nachweis der Erbllichkeit von Intelligenz finden Ansätze aus der Psychometrie, Evolutionsbiologie, den Neurowissenschaften, der Verhaltensgenetik usw. Verwendung (vgl. Rushton, 2005, 37). Dazu kommt noch, dass BefürworterInnen einer Erbllichkeit von Intelligenz glauben, mit der für erblich erklärten Intelligenz eine Erklärung zu sozialen und ökonomischen Problemen zu haben (vgl. Lynn & Vanhanen, 2002). Zu diesem Diskurs zählen noch Texte, die Kritik an solchen Positionen zum Thema haben. Sehr vereinfacht ist es möglich, diese Texte in eine methodische und eine theoretische Kritik zu unterteilen, wobei KritikerInnen im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz meistens eine methodische Kritik vornehmen, weil sie etwa die Gültigkeit der Daten oder statistischen Verfahren zur Datengewinnung und Auswertung anzweifeln. Beispielsweise wird die statistische Gültigkeit der g-Faktorentheorie (vgl. Gould, 1994, 328-351), der Verhaltensgenetik (vgl. Kamin, 1979) stark bezweifelt. Auf einer theoretischen Ebene kann Kritik mehr auf Basis von Behaviorismus (vgl. Kamin, 1979) oder als Teil eines dialektisch materialistischen Gegenentwurfes (vgl. Lewontin, Rose & Kamin, 1988) erfolgen.

Der hier gegebene Einstieg in das Thema der Diplomarbeit besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil fokussiert stärker auf historische Aspekte dieses Diskurses. Der Fokus im zweiten Teil liegt auf den wichtigsten Theorien, Methoden und Kritik dazu. Für die Darstellung der Geschichte des Diskurses erwies sich das Geschichtsverständnis des für diese Arbeit gewählten Ansatzes der Diskursanalyse als hilfreich. Die Erläuterung der wichtigsten Theorien und Methoden erfolgt unter dem Gesichtspunkt des biologischen Determinismus. Auf den im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz vorhandenen Rassismus wird in diesem Kapitel nicht genauer eingegangen, weil diese Ausklammerung die Darstellung der wichtigsten historischen, theoretischen und methodischen Aspekte des Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz wesentlich erleichtert und eventuell besser nachvollziehbar macht. Außerdem erschien eine gesonderte Annäherung an das Problem des Rassismus notwendig, wie dies dann im Kapti-

tel 3 erfolgt, um das Problem des Rassismus abgelöst vom Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz betrachten zu können.

2.1 Von Francis Galton zu: „The Bell Curve“

Wie bereits erwähnt, wird die forschungsleitende Fragestellung mit Hilfe einer Diskursanalyse beantwortet. Mit dem hier gewählten Ansatz der Diskursanalyse ist ein bestimmtes Verständnis von Geschichte verbunden. Wie dieses Geschichtsverständnis genau aussieht, soll folgende Definition von Siegfried Jäger verdeutlichen. Er definiert Diskurs als: „Fluß von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit“ (Jäger, 2009, S. 159). Wie ein wirklicher Fluss hat ein Diskurs viele Quellflüsse, unzählige ineinandergreifende Nebenarme und Zuflüsse. Einen Diskurs als Fluss mit vielen Quellen, Nebenarmen und Zuflüssen zu verstehen, erleichtert es, Entwicklungen, die zeitlich und/oder räumlich getrennt oder parallel verlaufen, denkbarer zu machen. Versteht man Geschichte als bloße Abfolge von Ereignissen, in der ein Ereignis durch ein vorhergehendes verursacht wird, sind parallele Verläufe nur schwer denkbar. Solche parallele Verläufe erfolgten aber im hier behandelten Diskurs. Der Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz hat nämlich zwei Hauptquellen. Die Anthropometrie und Eugenik von Francis Galton (1822-1911) und die ersten Intelligenztests von Alfred Binet (1857-1922) und Theodore Simon (1872-1961). Den Zusammenfluss dieser beiden Flüsse erfolgte bei den Intelligenztestpionieren der USA, weil sie den Test von Binet und Simon mit Galtons Ideen zur Eugenik miteinander verbanden. Nachfolgend soll auf die beiden ‚Quellen‘ Francis Galton und Alfred Binet und der ‚Ort‘ des Zusammenflusses näher behandelt werden.

Der Beginn des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz ist wahrscheinlich der Zeitpunkt, an dem Menschen zur Auffassung kamen, dass bestimmte Fähigkeiten vererbt wären. Diese Gedanken können so alt sein wie die Menschheit. Daher ist es schwer, solche Ideen zu datieren. Ich wage es aber zu behaupten, dass solche Ideen eine lange Geschichte haben. Da laut Chorover (1982, S. 45) Ideen zu einer Erbllichkeit menschlicher Fähigkeiten bereits bei Platon zu finden sind. Francis Galtons Verdienst war es, Ideen zur Erbllichkeit von menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften mit der Praxis der Vermessung menschlicher Fähigkeiten und Eigenschaften in Verbindung zu bringen. Der Sinn von Galtons Messungen war es, seine extreme Erbllichkeitsposition zu untermauern. Dass für Francis Galton so ziemlich alles beim Menschen erblich war, soll folgendes Zitat aus einem 1865 erschienen Aufsatz mit dem Titel: „Hereditary, Talent and Character“, verdeutlichen:

Our natural constitution seems to bear as direct and stringent a relation to that of our forefathers as any other physical effect does to its cause. Our bodies, minds, and capabilities of development have been derived from them. Everything we possess at our birth is a heritage from our ancestors (Galton, 1995, S. 400).

Dieser Aufsatz habe laut Walter (1983, S. 107) bereits den Entwurf zu Galtons Anthropometrie enthalten.

Ein Zeichen für herausragende vererbte menschliche Fähigkeiten soll für Galton Erfolg im Leben gewesen sein (Murdoch, 2007, S. 23). Um den als fix angenommen Zusammenhang zwischen Eigenschaften von Menschen und Erfolg im Leben in Zahlen auszudrücken, soll Galton unter anderem den Korrelationskoeffizienten⁴ entwickelt haben (Murdoch, 2007, S. 22). Daten habe er etwa durch Messungen von 9.000 Menschen in seinem Anthropometric Laboratory bei der International Health Exhibition 1884 in London erhoben (Murdoch, 2007, S. 17). Die Anthropometrie bestand aus der physischen und psychischen (Walter, 1983, S. 114). Bei der physischen Anthropometrie wurden Körperkraft, Hörfähigkeit, Tastsinn, Geschmackssinn, Unterscheidungsfähigkeit von Farbschattierungen, Schätzung von Gegenständen und Reaktionszeit mit verschiedenen Aufgaben und bei der psychischen Anthropometrie (Psychometrie) Ideenassoziation, Unterbewusstsein und Vorstellungsvermögen gemessen (Walter, 1983, S. 114). Zwischen all den vermessenen Merkmalen und Erfolg im Leben soll Galton keinen Zusammenhang gefunden haben (Murdoch, 2007, S. 23). Wichtig ist es im Zusammenhang mit Galtons Anthropometrie noch zu erwähnen, dass sie Teil des von ihm erfundenen und geprägten Begriff der Eugenik⁵ war.

Mit der Entwicklung des Korrelationskoeffizienten, des Entwurfs der Eugenik und der psychische Anthropometrie lieferte Galton wichtige Grundlagen zum Diskurs der Erbllichkeit von Intelligenz. Die psychische Anthropometrie ist ein Vorgänger der heutigen Intelligenztestung. Intelligenztests im heutigen Sinn verwendete Galton allerdings nicht.

Den ersten Intelligenztest überhaupt entwickelte Alfred Binet gemeinsam mit Theodore Simon (Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 566). Der Binet-Simon-Test hatte zur Aufgabe Kinder zu selektieren, die in ihrer Lernfähigkeit unterhalb des Durchschnitts ihrer Altersklasse lagen, um diese dann in Sonderschulen einweisen zu können (Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 566).

⁴ Der Korrelationskoeffizient ist ein Maß für die Richtung und Stärke eines Zusammenhangs zwischen zwei Variablen. Eine Korrelation kann von -1 bis +1 variieren. Eine positive Korrelation bedeutet einen gleichsinnigen Zusammenhang. Menschen mit einem hohen Wert in einer Variablen haben auch einen hohen Wert in der anderen Variablen. Eine negative Korrelation bedeutet einen gegenläufigen Zusammenhang. Die meisten Menschen neigen dann dazu, in einer Variablen einen hohen Wert zu haben, in einer anderen einen niedrigen Wert zu haben. Ein Korrelationskoeffizient von 0 bedeutet gar keinen Zusammenhang (vgl. Zimbardo & Gerrig, 1999, S 44-45).

⁵ Ziel der Eugenik war es durch Züchtungsmaßnahmen das ‚Erbgut‘ einer ‚Rasse‘, Klasse oder Nation zu verbessern und bewahren (Quitow, 1990, S. 56). Galton solle vorgeschlagen haben, dass die Vermehrung besonders Begabter durch besonders frühe Heirat gefördert werden solle (Walter, 1983, S. 188). Die Förderung der Vermehrung von als positiv angesehen Gruppen fällt unter positive Eugenik und die Verhinderung (z. B. durch Sterilisation) der Vermehrung von als negativ angesehen Gruppe fällt unter negative Eugenik (vgl. Chorover, 1982, S 140-159).

Für Binet soll dabei laut Gould (1994, S. 163) die Entdeckung besonders förderbedürftiger Kinder im Vordergrund gestanden haben, um dann pädagogische Maßnahmen besser auf sie abstimmen zu können. Zur Feststellung der Förderbedürftigkeit wurden Aufgaben gestellt, die Kinder im Durchschnitt in dieser Altersklasse lösen konnten, und die Anzahl der richtig gelösten Aufgaben ergab dann das Intelligenzalter (Zimabardo & Gerrig, 1999, 567). Ein Zweijähriger sollte in der Lage sein, ein Stück Schokolade von einem Stück Holz zu unterscheiden und dann die Schokolade statt des Holzes zu essen (Murdoch, 2007, S. 33).

Diesem förderungsorientierten Ansatz liegt wahrscheinlich ein Verständnis von mentalen menschlichen Fähigkeiten zugrunde, die innerhalb eines bestimmten Rahmens modifizierbar sind. Eine Förderung menschlicher Fähigkeiten scheint bei Galtons Eugenik nur durch Vermehrung besonders Begabter möglich zu sein (vgl. Walter, 1983, S. 188). Diese ersten Intelligenztests sind daher nicht im Zusammenhang mit Galtons Eugenik zu sehen bzw. im Zusammenhang mit der Erbllichkeit von Intelligenz. Für Binet sei es laut Gould (1994, S. 162) unzulässig gewesen, Intelligenzalter mit einer erblichen Intelligenz gleichzusetzen, weil für ihn Intelligenz viel zu komplex gewesen sei, um sie mit einem einzigen Durchschnittswert adäquat abzubilden. Intelligenz war für Binet daher nicht in den Genen festgeschrieben oder durch Intelligenztests messbar und schon gar nicht unveränderbar.

Diese inhaltlichen, durchaus nicht unwesentlichen, Differenzen hielten die sogenannten ‚Intelligenztestpioniere‘ in den USA Anfang des 20. Jahrhunderts nicht davon ab, Ideen der Eugenik und die Praxis der Intelligenzmessung miteinander zu verbinden. Einer der Ersten, der Intelligenztests unter dem Aspekt der Eugenik in den USA anwendete, war Henry Herbert Goddard (1866-1957). Dafür entwickelte er eine erste Version des Binet-Simon-Tests für die USA (Murdoch, 2007, S. 42). Das Ergebnis seiner Untersuchungen war ein Stufenmodell der Intelligenz, das natürlich rein zufällig der gesellschaftlichen Hierarchie der damaligen USA entsprach, weil darin weniger intelligente Menschen unten und intelligenterer oben standen (vgl. Gould 1994, S. 172). Intelligenz und der damit verbundene gesellschaftliche Status war für Goddard angeboren und wurde von den Eltern auf ihre Kinder weitervererbt (Gould, 1994, S. 173). Die Aufteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Schichten der damaligen USA erschien Goddard auch von der Anzahl her anscheinend ideal, weil er diese ideale Verteilung durch die übermäßige Vermehrung von Schwachsinnigen⁶ und durch die Einwanderung von Schwachsinnigen gefährdet ansah (Gould, 1994, S. 172). Aus dieser Sicht bestand für die Gesellschaft der USA eine Bedrohung von innen und Außen. Dieses Bedrohungsszenarium von Goddard und anderen hatte die Forderung nach Gegenmaßnahmen

⁶ Goddard soll Menschen mit einem geistigen Alter von 0 bis 3 als Idioten, mit einem geistigen Alter von 3 bis 7 als Imbezille und mit einem Intelligenzalter von 8 bis 12 als Schwachsinnige klassifiziert haben (Gould, 1994, S. 171). Für ihn waren Schwachsinnige geborene Verbrecher, Prostituierte (Gould, 1994, S. 172).

zur Folge. Im Inneren sollten Schwachsinnige von der Vermehrung ausgeschlossen werden. Davon zeugt die Einführung und Exekution von Sterilisationsgesetzen (Kamin, 1979, S. 21-28). Im Zuge der Exekution dieser Gesetze soll sich Lewis Madison Terman (1877-1956) in Kalifornien dafür eingesetzt haben, dass in den Kommissionen zur Entscheidung einer Sterilisation PsychologInnen saßen (Kamin, 1979, S. 21-28). Terman entwickelte den Stanford-Binet-Test, der bis in die 1970er Jahre in Gebrauch war, und er soll viel zur Popularisierung von Intelligenztests in den USA beigetragen haben (Gould, 1994, S. 191). Die Lösung der Gefahr von Außen war die Beschränkung der Einwanderung. 1924 beschlossen die USA nationale Quoten von 2 % auf Basis der Volkszählung von 1890, was der Beginn der verstärkten Einwanderung aus süd- und osteuropäischen Ländern war (Chorover, 1982, S. 113-114). Dieser Johnson-Lodge Immigrationserlass soll laut Kamin (1979, S. 29-45) unter anderem auf intensives Lobbying von PsychologInnen zurückgehen. Das psychometrische Argument war die angeblich erschreckend geringe Intelligenz italienisch- und russischstämmiger Rekruten im Ersten Weltkrieg, die zur Prüfung der Eignung für die jeweiligen Bereiche der Armee mittels des Army Alpha Tests und Army Beta Tests (für Analphabeten) im großen Ausmaß getestet wurden (Gould, 1994, S. 246-258).

Die Eugenik und die Praxis der Intelligenzmessung gingen im Zuge der Sterilisationsgesetze und der Einwanderungsdebatte in den USA eine unheilvolle Allianz ein. Sie flossen hier also bildlich gesprochen zusammen. Erst seit der Zeit dieses Zusammenflusses kann von einem Diskurs der Erblichkeit von Intelligenz die Rede sein. Im Großen und Ganzen sind dies nämlich die Positionen, die auch zeitgenössische BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz vertreten, auch wenn durchaus Unterschiede zu ihren VorgängerInnen bestehen. Beispielsweise dient heute nicht mehr das Intelligenzalter als Intelligenzmaß, sondern der von William Stern (1871-1938) entwickelte Intelligenzquotient.⁷

Zu aktuelleren BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz ist neben der starken Erblichkeitsposition die Forderung nach politischen Maßnahmen aus Befunden ihrer Forschung eine Parallele. Ein gutes Beispiel dafür ist ein 1969 erschienener Artikel von Arthur Jensen (geb. 1923) mit dem Titel: "How much we can boost IQ and school achievement?", der für kurze Zeit in den Medien und noch länger in Fachzeitschriften für Aufregung sorgte (Tucker, 1994, S. 181). Als Thesen des damaligen Artikels sind bei Rushton und Jensen (2005, S. 235) angeführt:

- (a) IQ tests measure socially relevant general ability; (b) individual differences in IQ have a high heritability, at least for the White populations of the United States and Europe; (c)

⁷ Der Intelligenzquotient von Stern ist das Verhältnis von Intelligenzalter zu Lebensalter. Also Intelligenzalter: Lebensalter x 100 (Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 567). Heute wird der Intelligenzquotient auf der Basis einer Altersnormtabelle vergeben, der berechnete Wert wird mit einer Normtabelle verglichen und der IQ-Wert wird nach einer Alterstabelle vergeben (Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 568).

compensatory educational programs have proved generally ineffective in raising the IQs or school achievement of individuals or groups; (d) because social mobility is linked to ability, social class differences in IQ probably have an appreciable genetic component; and tentatively, but most controversially, (e) the mean Black-White group difference in IQ probably has some genetic components.

Aufgrund eines angeblich weitgehend erblichen und daher unveränderlichen IQ wären die Differenzen der IQ - Werte zwischen Schwarzen und Weißen auch vererbt und daher unveränderlich. Konkret wandte sich Jensen mit der Behauptung der Unsteigerbarkeit von Intelligenz gegen Bildungsprogramme des damaligen Präsidenten der USA, Lyndon B. Johnson (1908-1973), im Rahmen des „War on poverty (vgl. Tucker, 1994, S. 181). Wegen des unsteigerbareren IQ waren nach Auffassung der Gegner von Bildungsprogrammen solche Maßnahmen Geldverschwendung (Tucker, 1994, S. 181).

Der von Goddard vorgenommene Schluss von der Intelligenzstruktur auf die Gesellschaftsstruktur findet sich in jüngerer Zeit wieder (vgl. Gould, 1994, S. 171-188). 1994 erschien von Richard Herrnstein (1930-1994) und Charles Murray (geb. 1943) ein Buch mit dem Titel: „The bell curve. Intelligence and class structure in american life.“ Auf Basis des Zusammenhangs zwischen einem als erblich angenommenen IQ und zwischen Problemen wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität usw. argumentierten Herrnstein und Murray (1994, S. 50-75), dass soziale Probleme vererbt und daher unveränderlich wären. Die American Psychological Association (APA) richtete als Reaktion darauf eine Arbeitsgruppe ein. Das Ergebnis war ein Artikel mit dem Titel: Intelligence: „Knows and unknowns“ (Neisser, Boodoo, Bouchard, Boykin, Brody, Ceci, Halpern, Loehlin, Perloff, Sternberg & Urbina, 1996). Der Artikel ist eine Darstellung der Vielfältigkeit des heutigen Verständnisses von Intelligenz und der Intelligenzforschung. Eine Stellungnahme gegen Herrnstein und Murray ist der Artikel nicht. Konträr zu Herrnstein und Murray ist das von Steven Fraser herausgegebene Buch: „Bell curve wars. Race, Intelligence, and the future of America“ mit Beiträgen von Stephen Jay Gould und Howard Gardner (Fraser, 1995). Fraser (1995) sprach sich im Vorwort gegen die Naturalisierung sozialer Ungleichheit aus, wie es Herrnstein und Murray getan hätten. Die Beiträge behandeln inhaltliche und methodische Schwächen von „The Bell Curve“.

Der ‚Zusammenfluss‘ von der Eugenik mit der Praxis der Intelligenztestung, die Begründung politischer Forderungen aufgrund von Forschungen und der Schluss von einer Intelligenzstruktur auf die Gesellschaftsstruktur zählen zu den wichtigsten historischen Aspekten des Diskurses zur Erbllichkeit der Intelligenz. Um es zu ermöglichen, Positionen, die hier wiederholt auftreten, besser zu verstehen, werden im folgenden Abschnitt die wichtigsten Theorien und Methoden gemeinsam mit der Kritik daran behandelt. Zu diesem Zweck erwies es sich als sehr praktikabel, diese unter dem Gesichtspunkt des biologischen Determinismus zu betrachten.

2.2 Gene, Intelligenz, Biologie und Gesellschaft

Mit biologischem Determinismus ist eine Denkweise gemeint, die Verhalten von Menschen unausweichlich an der Biochemie der Zellen festbindet und Gesellschaft wiederum als Konsequenz des biochemisch determinierten Verhaltens ansieht, weil Gesellschaft die Summe des Verhaltens aller Individuen sei (Lewontin, Rose & Kamin, 1988, S. 3). Hauptkennzeichen dieses biologischen Determinismus ist ein Reduktionismus, der von Eigenschaften von Einzelelementen auf die Gesamtheit schließt, beispielsweise von den Genen eines Menschen auf dessen Eigenschaften und von den Eigenschaften eines Menschen auf die Gesellschaft (Lewontin, Rose & Kamin, 1988, S. 8). Dabei herrschen zwei Prinzipien vor - nämlich zum einen, vom Verhalten von Individuen auf soziale Vorgänge zu schließen, und zum anderen Verhalten Einzelner von angeborenen physischen Merkmalen determiniert anzusehen (Lewontin, Rose & Kamin, 1988, S. 13).

Auf Basis einer umstrittenen Rückführung der Intelligenz auf die Gene werden im Diskurs Aussagen über die Gesellschaft getroffen (vgl. Lynn & Vanhanen, 2002). Intelligenz wird hier, wenn man so will, auf die Biologie des Menschen reduziert und andere Aspekte (z.B. Kultur) ausgeklammert. Intelligenz wird quasi ‚biologisiert.‘ Um Intelligenz ‚biologisieren‘ zu können, ist aber ein besonderes Verständnis von Intelligenz notwendig, nämlich das g-Faktorenmodell der Intelligenz.

2.2.1 Das g-Faktorenmodell als Grundvoraussetzung einer Erbllichkeit von Intelligenz

Das Spektrum der Fähigkeiten der Gattung Mensch, die unter den Bereich fallen, was in der Psychologie als Intelligenz verstanden wird, ist vielfältig. Eine Folge dieser Vielfalt ist die große Anzahl von Intelligenztheorien, Intelligenzmodellen und Verfahren, mit denen man generelle und spezifische intellektuelle Fähigkeiten erheben kann (vgl. Kubinger, 2006, S. 183-212). Zwischen den Werten dieser Verfahren besteht ein Zusammenhang, weil sie entweder dieselbe Fähigkeit erheben, oder beide mit einer dritten Variable zusammenhängen. Laut Zimbardo und Gerrig (1999, S. 569) sei ein Ziel der Intelligenzforschung (zumindest der psychometrisch orientierten), aus einer Unmenge von miteinander korrelierenden Intelligenztestwerten eine deutliche Anzahl von dahinterliegenden Faktoren zu ermitteln. Dazu dient die Methode der Faktorenanalyse.⁸

Nur einen Faktor erachtet das von Charles Spearman (1863-1945) entwickelte g-Faktorenmodell für Intelligenz als grundlegend. Die menschliche Intelligenz lasse sich so mit

⁸ Eine genauere Erklärung der Faktorenanalyse steht z. B. bei Bortz (2005, S. 511-563).

der Existenz von einem übergeordneten generellen Faktor (g) und mehr spezifische Faktoren (s) erklären (Lynn & Vanhanen, 2002, S. 20). Aus der Sicht der g-Faktorentheorie ist die Ursache der Korrelationen von Intelligenztestwerten fast ausschließlich der Faktor g. Die spezifischen Faktoren sind daher zu vernachlässigen.

BefürworterInnen einer Erbllichkeit von Intelligenz sind zumeist AnhängerInnen eines g-Faktorenmodells der Intelligenz. Das g-Faktorenmodell hat für sie eine zentrale Stellung. Dazu steht bei Jensen (2002, S. 39):

The construct known as psychometric g is arguably the most important construct in all of psychology largely because of its ubiquitous presence in all tests of mental ability and its wide ranging predictive validity for great many socially significant variables, including scholastic performance and intellectual attainments, occupational status, job performance, income, law abidingness, and welfare dependency.

Ähnliches steht bei Lynn und Vanhanen (2002): „Intelligence is conceptualized in contemporary psychology as largely a single entity that affects the efficiency of learning, problem solving and performance of a very wide range of tasks” (S. 25).

Von einer zentralen Stellung des g-Faktorenmodells in der heutigen Psychologie kann keine Rede sein, weil mittlerweile eine Reihe von Ansätzen existiert, die ohne einen g-Faktor auskommen. Nur beispielhaft seien entwicklungsorientierte Ansätze von Piaget und Vygotskij und multiple Ansätze z. B. von Sternberg und Gardner erwähnt (Neisser et al., 1996, S. 78-79). Außerdem hat die Vielfältigkeit der Intelligenzforschung auch zur Konsequenz, dass Uneinigkeit darüber besteht, was Intelligenz ist, was Intelligenztests messen und ob Intelligenztests dasselbe erheben wie Intelligenztheorien (Sternberg, Grigorenko & Kidd, 2005, S. 47). Abgesehen davon bestehen statistische und inhaltliche Einwände gegen das g-Faktorenmodell, was dessen herausragende Stellung nicht gerade stützt. Die Anzahl der Faktoren, die als grundlegend für Intelligenz angenommen werden, hänge laut Süß (2003, S. 218) von der Art der Faktorenanalyse ab, weil beispielsweise abhängig von der Rotationsmethode bei Spearman ein Faktor (g-Faktor) und bei Thurstone sieben Faktoren (verbal comprehension, word fluency, number, space, memory, perceptual speed und reasoning) herauskomme. Laut Gould (1994, S. 331-351) ist Spearmans g-Faktor der Intelligenz ein Ergebnis der gewählten Rotationsmethode und daher keine unumstößliche Wahrheit.

Angesichts der zahlreichen Intelligenztheorien und Modelle stellt sich die Frage, weshalb gerade das g-Faktorenmodell von BefürworterInnen einer Erbllichkeit von Intelligenz eine derart zentrale Stellung zugewiesen bekommen hat. Der Grund könnte rein forschungsökonomisch sein. Die Suche nach den Genen für sieben Primärfähigkeiten der Intelligenz wäre mit einem noch höheren Aufwand verbunden, als dies bereits der immer wieder versuchte Nachweis der Erbllichkeit des g-Faktors mit sich bringt. Intelligenz als einen Faktor oder ei-

nen Wert wie den Intelligenzquotienten zu verstehen, lässt die Existenz eines ‚Intelligenzgens‘⁹ logischer erscheinen.

Ein weiterer Grund für die zentrale Stellung der g-Faktorentheorie ist, dass Menschen laut Gould (1995, S. 11) nur mit dieser Intelligenznummer nach ihrer Intelligenz in eine Rangordnung gebracht werden können. Ein weiterer Aspekt dieser Rangreihung von Menschen anhand des Merkmals Intelligenz ist, dass dies ein Zeichen für Rassismus sein kann (vgl. Kapitel: 3).

Ein Zusammenhang zum biologischen Determinismus kann darin gesehen werden, dass auf Basis von Intelligenzforschung Aussagen zu gesellschaftlichen Problemen getroffen werden. Um diesen Aussagen zu gesellschaftlichen Problemen zu argumentieren, wird der Versuch unternommen nachzuweisen, dass Intelligenz erblich und daher die Ursache für die Probleme ist. Beim Versuch nachzuweisen, dass Intelligenz erblich sei, finden Ansätze der Genetik und der Evolutionstheorie Verwendung. Einige dieser Ansätze sind stark umstritten. Besonders stark gilt dies für die Zwillingsforschung.

2.2.2 Heritabilitätskoeffizient und Zwillingsforschung als fraglicher Nachweis von Intelligenz

Eine Kennzahl zur Feststellung, ob ein Merkmal stärker von Anlage- oder Umwelteinflüssen verursacht ist, ist der Heritabilitätskoeffizient.¹⁰ Er dient als Maß, anhand dessen ersichtlich sein soll, ob Intelligenz weitgehend erblich ist oder nicht. Für eine hohe Erblichkeit von Intelligenz spreche ein Heritabilitätskoeffizient nahe an 1. Bei Lynn und Vanhanen (2002, S. 25) liegt der Heritabilitätskoeffizient von Intelligenz bei 0,80, was für eine überwiegende Vererbung von Intelligenz spricht. Die restlichen 20 % erscheinen aus dieser Sicht eher unwichtig. Kritik an solchen Erblichkeitsmessungen bemängeln deren hohe Schwankungen. Laut Cer-

⁹ Nur kurz anmerken möchte ich, dass BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz Genetik auf spezifische Weise verstehen. Für eine sichtbare Eigenschaft muss aus diesem Verständnis ein bestimmtes verursachendes Gen existieren. Wenn man die Ausprägung eines Merkmals als eine komplexe Interaktion zwischen Umwelteinflüssen und den Anlagen versteht, dann ist die Suche nach dem verursachenden Gen von Intelligenz sekundär. Die Möglichkeit, dass mehrere Gene für ein Merkmal verantwortlich sein können, ist im Verständnis der Genetik von BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz ausgeschlossen.

¹⁰ Der Heritabilitätskoeffizient ist laut Gruber, Prenzl und Schiefele (2006) die Berechnung des Verhältnisses zwischen phänotypische Varianz und genetisch bedingte Varianz unter der Voraussetzung stabiler Umwelten. Ein Heritabilitätskoeffizient kann von 0 bis 1 gehen. Bei 0 liegt die Ursache für die registrierte Varianz eines Merkmals in einer Population ausschließlich an den Umweltbedingungen. Bei einem Ergebnis von 1 liegt die Ursache für die Varianz eines Merkmals in einer Population bei den Genen.

novsky (1997, S. 77) liegt die Bandbreite von Erblichkeitskennzahlen zwischen 0,1 und 0,87, was unter anderem aussage, dass die Erblichkeit von Intelligenz hoch oder niedrig sei. Noch extremere Schwankungen von -7 % bis 153 % berichtet Kamin (1979, S. 79).

Die Ursachen für diese uneinheitlichen Ergebnisse können an den Schwächen der Verhaltensgenetik¹¹ und besonders der Zwillingsforschung liegen. Das ideale Versuchsdesign der Zwillingsforschung ist der Vergleich eineiiger Zwillinge, die getrennt voneinander in verschiedenen Umwelten aufwachsen, weil Unterschiede im Verhalten der Zwillinge nur mehr auf Unterschiede in den verschiedenen Umwelten zurückführbar seien (Borkenau, 1993, S. 89). Solche Studien sind höchst selten, weil eineiige Zwillinge nicht sehr häufig in der Bevölkerung vorkommen, und getrennt aufgewachsene eineiige Zwillinge noch seltener sind. Laut Borkenau (1983, S. 84) gebe es nur fünf Studien dazu. Davon sind wiederum die Zwillingsstudien von Cyril Burt laut Kamin (1979, S. 46-61) wahrscheinlich gefälscht, weil Burt kaum die Verfahren angab, mit denen er Intelligenz erhob und Korrelationen publizierte, die bei vergrößerter Stichprobe auf drei Kommastellen über mehrere Jahre gleich blieben. Ein weiterer Kritikpunkt ist der Zweifel an der Repräsentativität von Zwillingsstichproben für die Gesamtbevölkerung. Eineiige Zwillinge sollen laut Kamin (1979, S. 47) nicht in repräsentativen Umwelten leben, weil die Umwelt sich eineiigen Zwillingen gegenüber wegen ihrer großen Ähnlichkeit anders verhält als gegenüber Nichtzwillingen und zweieiigen Zwillingen. Außerdem besteht bei Zwillingsstudien mit eineiigen Zwillingen laut Kamin (1979, S. 79) meist ein Überhang von weiblichen Zwillingspaaren. Dazu kommt noch, dass es gar nicht so einfach sei festzustellen, ob Zwillinge eineiig sind oder nicht, weil die Verfahren aufwendig und fehleranfällig seien (Kamin, 1979, S. 118).

Aus diesen und weiteren Gründen sind Zwillingsstudien meistens Vergleiche von eineiigen und zweieiigen Zwillingspaaren, die jeweils gemeinsam aufwachsen (Borkenau, 1993, S. 89). Erblichkeit von Merkmalen kann auch durch Familienstudien erhoben werden, in denen z. B. die Intelligenz von Adoptivkindern mit der von Adoptiveltern, Adoptivkindern mit leiblichen Eltern, Adoptivkindern mit leiblichen Geschwistern, Adoptivkindern mit leiblichen Geschwistern verglichen wird (Borkenau, 1993, S. 93).

Die Zwillingsforschung ist ein wichtiges Argument für die Erblichkeit von Intelligenz und ist als Methode, wie hoffentlich gezeigt wurde, nicht ganz unumstritten. Im Argumentationsmuster des hier vorliegenden Beispiels von biologischem Determinismus ist der Nachweis einer Erblichkeit von Intelligenz wesentlich. Aussagen zur Gesellschaft werden sozusagen auf diese Weise biologisch abgesichert. Der Wunsch nach weiterer biologischer Absicherung der Befunde von BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz oder die umstrittenen Ergeb-

¹¹ Gegenstand der Verhaltensgenetik sei laut Borkenau (1993, S. 6), den Einfluss der Gene auf das Verhalten von Mensch und Tier zu untersuchen. Eine Methode der Verhaltensgenetik ist die Zwillingsforschung.

nisse der Zwillingsforschung könnten der Grund für die Verwendung weitere Ansätze aus der Biologie sein. Ein besonders ‚interessanter‘ Ansatz sieht einen Zusammenhang zwischen Intelligenz und Klima.

2.2.3 Intelligenz und das evolutionäre Klima

Darüber, dass Arten sich im Lauf der Evolution ihren Umgebungsbedingungen anpassten und so artspezifische Merkmale entwickelten, die sich im Laufe der Zeit in ihren Genen festgeschrieben haben und daher Eltern diese Merkmale an ihre Nachkommen weitergeben, herrscht im Großen und Ganzen Konsens. Für BefürworterInnen einer Erbllichkeit von Intelligenz haben unterschiedliche klimatische Bedingungen in der Geschichte der Menschheit für Unterschiede in der Intelligenz verschiedener Gruppen geführt. Einer dieser Unterschiede zwischen Menschengruppen wäre die Intelligenz. Intelligenzunterschiede zwischen Ethnien seien laut Lynn und Vanhanen (2002, S. 193-195) auf unterschiedliche lokale klimatische Bedingungen und die Gene rückführbar, weil diese unter anderem zu Unterschieden in der Hautfarbe, den Zähnen, der Haarfarbe, der Augenfarbe usw. führten. Dies sei laut Rushton und Jensen (2005, S. 266) darauf zurückzuführen, dass die Umwelthanforderungen im kälteren Europa und Asien größer gewesen seien, als in der heißeren afrikanischen Savanne. Die unterschiedlichen Anforderungen hätten nicht nur zu Unterschieden im Aussehen geführt, sondern auch zu Unterschieden im Verhalten, was dann wieder mehr Intelligenz bewirkt habe (Rushton & Jensen, 2005, S. 266). Die stärkeren Herausforderungen in Europa und Asien gegenüber Afrika seien die Herstellung von Kleidung, das Aufziehen von Kindern in langen Wintern, die Lagerung von Essen usw. gewesen, was zur Selektion größerer Gehirne, anwachsende Familienstabilität, Vorausplanung, Selbstkontrolle, Regelbefolgung, Langlebigkeit usw. geführt habe (Rushton & Jensen, 2005, S. 266). Ein Beleg für diese These soll die hohe Korrelation zwischen Temperatur und Intelligenz sein, weil Länder mit kälterem Klima einen höheren Intelligenztestwert haben sollen (Templer & Arikawa, 2006, S. 127). Laut Wicherts Borsboom und Dolan (2010, S. 92) kämen die dafür verwendeten Temperaturdaten aus dem 20. Jahrhundert und nicht aus der letzten Eiszeit, was eine evolutionäre Interpretation des Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Temperatur erschwere. Nicht wirklich nachvollziehbar ist, weshalb die Lebensbedingungen in der Savanne weniger anspruchsvoller waren als in Europa während der Eiszeit. Hier liegt eine Argumentationsweise vor, die auf der falschen Annahme basiert, genau zu wissen, wie die Entwicklungsgeschichte der Gattung Menschen abgelaufen ist. Die genannten Autoren schreiben nämlich so, als wären sie Zeitzeugen von Prozessen, die tausende von Jahren dauerten.

Nicht direkt dem Nachweis einer Erbllichkeit von Intelligenz dienen Kopfumfangsmessungen und die Berechnung von Korrelationen zwischen Intelligenzquotient und Kopfumfang. Dies scheint mehr einer Art Biologisierung von Intelligenz zu dienen.

2.2.4 Gehirngröße und Intelligenz

Die Grundannahme dabei ist, dass Menschen mit großen Köpfen auch intelligenter seien. Um diese These zu untermauern, wurde das Kopfvolumen unter anderem mit einem Maßband und funktionalen Magnetresonanztomografien ermittelt (vgl. Rushton & Templer, 2005, S. 255). Zwischen den Messergebnissen und dem Intelligenzquotienten wurden Korrelationen berechnet. Der Zusammenhang zwischen Kopfgröße und Intelligenz soll bei 0,4 liegen (Rushton & Templer, 2005, S. 253). Der Zusammenhang zwischen Intelligenz und Kopfgröße sei nach Cernovsky (1997, S. 81) allerdings gering. Zur Untermauerung der Gültigkeit dieser Kopfmessungen bezogen sich Rushton und Templer (2005, S. 255) auch auf die Schädelmessungen von Samuel Morton (1799-1851). Morton legte sich im Laufe seines Lebens eine Sammlung von mehr als tausend Schädeln von unterschiedlichen ethnischen Gruppen zu, um mithilfe deren Gehirnvolumen Unterschiede zwischen ‚Rassen‘ messen zu können (Gould, 1994, S. 51). Zunächst soll er die Schädel mit Senfkörnern gefüllt haben und später, weil die Messungen zu stark schwankten, habe er Bleischrot verwendet, das er dann in ein Messbehältnis füllte, wovon er das Volumen ablas (Gould, 1994, S. 51). Solche und ähnliche Ergebnisse erlauben es laut Rushton und Jensen (2004, S. 254) eine Art Weltrangliste anhand der Köpfe zu erstellen. Die größten Köpfe haben Ostasiaten, Weiße liegen in der Mitte und Afrikaner haben die kleinsten Köpfe.

Neben anderen Fehlern soll in Mortons Berechnungen nicht berücksichtigt sein, dass größere Menschen größere Köpfe und daher auch ein größeres Gehirn haben (vgl. Gould, 1994, S. 48-72). Nach Lewis, De Gusta, Meyer, Monge, Mann und Holloway (2011, S 4) sollen Mortons Kopfmessungen korrekt gewesen sein, weil ihre eigenen Nachmessungen nur geringe Unterschiede brachte und legen nahe, dass vielmehr Gould seine Ergebnisse unbewusst verfälschte, um seine Hypothesen zu bestätigen. Ob die Ermittlung des Kopfumfanges mittels Bleischrot heute noch als eine wissenschaftliche Methode gelten kann, möchte ich bezweifeln¹². Viel wichtiger ist aber die Frage, weshalb aus dem Kopfumfang eine Rangrei-

¹² Nur als Detail am Rande soll noch erwähnt werden, dass Mortons Rangreihung der Menschheit nicht ident ist mit der von Rushton und Jensen. Auf seiner Rangliste standen Caucasian oben gefolgt von Mongolian, Malay, American und Ethiopian (vgl. Gould, 1978, S. 504). Dieser Widerspruch in der Benennung und der Anzahl von ‚Menschenrassen‘ müsste bei Anhängern von ‚Rassekonzepten‘ die Frage mit sich bringen, was denn nun die einzig gültige ‚Rassenordnung‘ wäre. Ich selbst sehe diese Schwankung eher als ein Zeichen der Willkürlichkeit von ‚Rassekonzepten,‘ weil Anzahl und Bezeich-

hung von Menschengruppen vorgenommen wird. Eine Antwort auf diese Frage kann nur in Verbindung mit Rassismus gegeben werden (vgl. Kapitel 3).

Im Zusammenhang mit dem biologischen Determinismus scheint die Funktion der postulierten Zusammenhänge zwischen Intelligenz, Kopfumfang und Klima stärker zum Nachweis der Erbllichkeit von Intelligenz zu dienen. Eine Zwischenstufe zwischen der Ableitung von Aussagen zur Gesellschaft aufgrund der erblichen Intelligenz und dem Nachweis deren Erbllichkeit ist die Differenzielle K Theorie.

2.2.5 Differenzielle K Theorie

Im Zusammenhang mit der Differenziellen K Theorie werden Variablen wie Geburtenrate, Kindersterblichkeit und Lebenserwartung mit Intelligenz in Verbindung gebracht (vgl. Rushton & Timpler, 2009, S. 345). Um die Differenzielle K Theorie besser verstehen zu können, ist es notwendig kurz auf das r/K Konzept einzugehen, weil die Differenzielle K Theorie die Übertragung des r/K Konzepts auf den Menschen ist.

Sehr vereinfacht gesagt ist das r/K Konzept ein Kategoriensystem von verschiedenen Arten nach ihren Lebensverläufen. Es stammt aus der Biologie und wurde von Robert H. McArthur (1930 – 1972), Edward O Wilson (geb. 1929) und Eric R. Pianka (geb. 1939) in den 1960er und 1970er Jahren entwickelt (Jeschke, Gabriel & Kokko, 2008, S. 3114). Die Grundlage des r/K Konzepts ist nach Jeschke et al. (2008, S. 3114) die Gleichung $dN/dt = rN(1 - N/K)$. Dies ergibt die folgende Funktion:

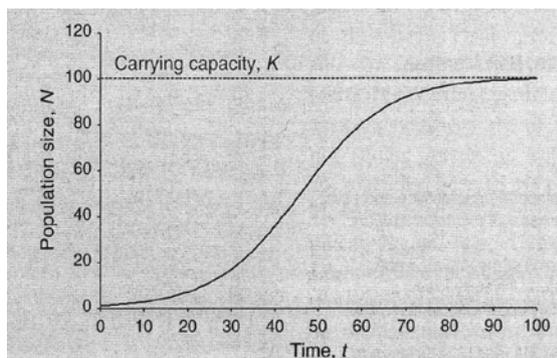


Abbildung 1:

Logistische Funktion mit den Parametern r und K (Aus: Jeschke et al., 2008, S. 3114)

Laut Jeschke et al. (2008, S. 3114) ist r der Unterschied zwischen pro Kopf Geburtsrate und Sterberate bei sehr geringer Bevölkerungsdichte einer Population N , und K ist die maxi-

mung der unterschiedenen ‚Rassen‘ von AutorIn zu AutorIn verschieden ist. Dies spricht dafür, dass solche Ordnungen mehr von den AutorInnen abhängen, und keine Tatsachen beschreiben.

male Anzahl von Individuen einer Spezies, die in einer stabilen Umwelt überleben können. Das r/K Konzept erlaubt es, Arten danach zu unterscheiden, ob sie mehr r oder K selektiert sind. R selektierte Arten (r – Strategen) sind früher geschlechtsreif, von geringem Wuchs, vermehren sich nur einmal während ihres Lebens und haben eine kürzere Lebensspanne als K - Strategen (Jeschke et al., 2008, 3118). K selektierte Arten (K – Strategen) sind später geschlechtsreif, größer, vermehren sich mehrmals während ihres Lebens und haben eine längere Lebensspanne als r - Strategen (Jeschke et al., 2008, 3118). Ein Beispiel eines typischen r – Strategen soll die Hausmaus sein, die bei der Geburt 1,3 g und ausgewachsen 16 g wiegt und eine Fruchtbarkeit von 6,1 hat (Jeschke et al., 2008, 3118). Ein typischer K – Strategie soll der Buckelwal sein, der bei der Geburt 1,4 t und ausgewachsen 35 t wiegt, eine Fruchtbarkeit von 1 hat (Jeschke et al., 2008, 3118).

Diese Unterteilung von Arten nach ihren Lebensverläufen und Vermehrungsstrategien ist nicht mehr ganz unumstritten. Es gebe kaum eine Art, die nur r oder K Strategien anwendet (Jeschke et al., 2008, S. 3114). Keineswegs bewiesen sollen bestimmte Muster von Lebensverläufen aufgrund verschiedener Umwelanforderungen sein, weil etwa eine Spezies für ein hohes r ihre Geburtenrate erhöhen oder ihre Sterberate verringern kann (Jeschke et al., 2008). Ein weiteres Problem ist laut Jeschke et al. (2008), dass K als Anzahl der Individuen einer Spezies, die in einer stabilen Umwelt überleben können, nicht direkt berechenbar und daher nicht biologisch interpretierbar sei.

Wie gut oder schlecht die Unterscheidung von Arten mittels r-K Konzept möglich ist, bleibt hier dahingestellt. Dies scheint mit Abstrichen durchaus möglich zu sein. Dass etwa der Mensch im Vergleich zu anderen Arten eher ein K Strategie ist, scheint zumindest plausibel (Rushton, 2004, S. 323). Menschen leben länger als Hausmäuse, sind später geschlechtsreif und haben größere Gehirne. Weniger überzeugend ist die Differenzierung mit der Hilfe des r-K Konzepts bei der Gattung Mensch mit der Differenziellen K Theorie (Rushton, 2004, S. 323).

Die Differenzielle K Theorie führt Unterschiede zwischen sozialen Klassen und anderen Gruppen auf Differenzen in der Reifegeschwindigkeit, Lebensspanne, Anzahl der Nachkommen, die Zeit zwischen Geburten, Ausmaß der elterlichen Fürsorge, Kindersterblichkeit, soziale Organisation, Altruismus und Sexualverhalten zurück (Rushton, 2004, S. 323). Eine Variable, in der sich Gruppen ebenfalls unterscheiden sollen, ist die Intelligenz. Laut Rushton und Jensen (2005, S. 241) hätten Ostasiaten einen durchschnittlichen IQ von 106, Weiße von 100, Schwarze in den USA 85 und Schwarze in Schwarzafrika einen von 70.¹³ Korrelati-

¹³ Weshalb jeweils ein eigener IQ für Schwarzafrika und Afroamerikanern berechnet wurde, darüber geben die Autoren im Artikel keine Auskunft.

onen¹⁴ zwischen Intelligenz und den genannten Variablen legen nahe, dass Intelligenzunterschiede aufgrund von Unterschieden in r oder K Strategien verursacht wären. Die Unterschiede in der Intelligenz innerhalb der Gattung Mensch kämen durch Unterschiede in der elterlichen Fürsorge zustande. Das höhere Ausmaß elterlicher Fürsorge von K-Strategen brauche mehr soziale Kompetenz, was ein komplexeres Nervensystem brauche, was zu größeren Gehirnen führe und schließlich mehr Intelligenz bewirke (Rushton, 2005, S. 259). Eine mögliche Erklärung dafür, dass beim Menschen Gruppen mehr r oder K Strategien anwenden, seien unterschiedliche klimatische Bedingungen während der Eiszeit. Aufgrund der Lebensbedingungen in der Eiszeit wären die ‚Mongoliden‘ am K selektiertesten, die Europäer weniger und die ‚Negriden‘ am wenigsten K selektiert (Rushton, 2005, S. 31). Zum Nachweis dieser Thesen dient auch die Berechnung von Korrelationen zwischen den genannten Variablen. Diese zahlreichen Korrelationen ermöglichten es, daraus Faktorenanalysen zu berechnen, um den daraus extrahierten Faktor K zu nennen (vgl. Rushton & Timpler, 2009, S.345).

Bei der Unterscheidung von Menschen mittels des r-K Konzeptes wird nicht damit argumentiert, dass es kaum eine Art gebe, die nur r oder K Strategien anwendet. Eine solche Relativierung des r-K Konzeptes wurde bei Rushton nicht gefunden (vgl. Rushton, 2004). Dies würde wahrscheinlich die Überzeugungskraft der Differenziellen K Theorie zu sehr schwächen, weil zugegeben werden müsste, dass von einem eingeschränkt gültigen Kategoriensystem Aussagen über die Menschheit getroffen werden, das allgemeine Gültigkeit beansprucht.

In Bezug auf biologischen Determinismus finden sich bei der Differenziellen K Theorie ebenfalls Aspekte. Die Rückführung der Probleme der Gesellschaft auf die Biologie des Menschen erfolgt hier, indem als biologisch angesehene Merkmale mit demografischen Kennzahlen in Verbindung gebracht werden, beispielsweise durch die Berechnung von Korrelationen zwischen Hautfarbe und Kindersterblichkeit. Sozusagen abgerundet wird diese Argumentation durch die Berechnung einer Faktorenanalyse aus den zahlreichen Korrelationen und die Interpretation des so gebildeten Faktors als den erblichen Faktor K.

Die vorher genannten Bezüge zur Biologie machen für BefürworterInnen einer Erblichkeit von Intelligenz folgende Aussagen über die Gesellschaft möglich.

¹⁴ Die Möglichkeiten zur Interpretation sind bei den Variablen x und y, dass x y kausal beeinflusst, y x kausal beeinflusst, x und y von einer dritten Variable kausal beeinflusst werden oder x und y sich wechselseitig kausal beeinflussen (Bortz, 2005, S. 235). Eine hohe Korrelation von Blitz und Donner kann bedeuten, dass es zuerst donnert und dann blitzt, oder zuerst blitzt und dann donnert. Es kann aufgrund eines Zusammenhangs nicht gesagt werden, dass es zuerst blitzt und dann donnert.

2.2.6 Intelligenz als Ursache von Armut?

Eine als erblich angesehene Intelligenz erkläre zum Beispiel das Problem der Arbeitslosigkeit. Korrelationen von Intelligenz mit Arbeitslosigkeit, Einkommensdifferenzen usw. werden so interpretiert, dass Arbeitslosigkeit vererbt wäre, weil Intelligenz es auch sei (Lynn & Vanhanen, 2002, S. 49-57). Wohlstandsunterschiede zwischen erster und Dritter Welt scheinen auch ein Problem der Intelligenz zu sein. Eine Verbindung zwischen den IQs einer Nation und deren Wohlstand argumentieren Lynn und Vanhanen (2002, S. 80) aufgrund hoher Korrelationen von Intelligenzquotienten von Ländern und ökonomischen Kennzahlen (z. B. GDP per capita¹⁵). Schwarzafrikanische Länder sind demnach am ärmsten, weil ihre nationale Intelligenz verglichen mit der anderer Länder niedriger sei. Der niedrige durchschnittliche Intelligenzquotient in Schwarzafrika bewirke laut Lynn und Vanhanen (2002, S. 180) die Unfähigkeit der dortigen Politiker, eine effiziente Ökonomie aufzubauen. Außerdem sei das Telefon- und Stromnetz in Schwarzafrika deswegen so schlecht, weil es an intelligenten Menschen mangle, die es warten (Lynn & Vanhanen, 2002, S. 180). Auch das in einem Land vorherrschende Wirtschaftssystem sei eine Frage der Intelligenz. Intelligenz sei auch ein Grund, warum es in manchen Ländern Marktwirtschaft und in anderen Planwirtschaft gebe bzw. gab. Die geringere Intelligenz von Russen im 19. Jahrhundert habe angeblich dazu geführt, dass sie den Erfinder der Marktwirtschaft Adam Smith nicht verstanden hätten, und in der Folge Lenin aufgrund seiner mangelnden Intelligenz Planwirtschaft bevorzugt hätte (Lynn & Vanhanen, 2002, S. 162). Konsequenterweise müsste die Ursache für den Zusammenbruch des kommunistischen Systems in der Sowjetunion eine plötzliche Intelligenzsteigerung der Bevölkerung sein.

Solche und ähnliche Aussagen stimmen nur, wenn die Intelligenz auch erblich ist. Die zu Beginn dieses Kapitels beschriebene Argumentationskette des biologischen Determinismus, in der bestimmte Merkmale in der Biochemie des Menschen verortet werden, um daraus Aussagen zur Gesellschaft abzuleiten, liegt hier meiner Meinung nach vor. Intelligenz wurde ‚biologisiert‘ und für erblich erklärt, um dann Probleme der Menschheit zu einem Problem der Intelligenz und letztlich zu einem der Gene zu machen.

In der bisherigen Erläuterung der wesentlichen historischen und inhaltlichen Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz wurde der Aspekt des Rassismus ausgeklammert, obwohl Hinweise auf rassistische Denkweisen immer wieder vorkamen. Im nächsten Kapitel

¹⁵ GDP bedeutet Gross domestic product. Das ist der Gesamtoutput von Gütern und Dienstleistungen, die in einer Volkswirtschaft von Inländern und Ausländern innerhalb der geografischen Grenzen eines Landes produziert werden (Lynn & Vanhanen, 2002, S. 81).

erfolgt eine allgemeine Annäherung an das Problem des Rassismus, um im Zuge der Untersuchung auf den Rassismus im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz eingehen zu können.

3 Rassismus

Rassismus wird hier als ein Zusammenspiel von bestimmten Elementen verstanden. Rassismus kann laut Guillaumin (1998, S. 168) auch ein praktisches Verhalten (Feindseligkeit, Diskriminierung usw.), ein politisches Projekt (von fremdenfeindlichen und rassistischen Parteien) oder eine juristische Struktur (etwa im NS Staat von 1933-1945 in Deutschland oder im Apartheidregime 1947-1994 in Südafrika) sein. Eine Konsequenz dieses Verständnisses ist, dass es damit schwierig ist, verschiedene Arten von Rassismus zu klassifizieren. Im Zusammenhang mit der Diskursanalyse ist dies aber auch gar nicht notwendig. Rassismus als ein Zusammenspiel von bestimmten Elementen zu verstehen erlaubt es nämlich, diese Elemente darauf zu untersuchen, wie sie mit Elementen anderer Diskurse verwoben sind.

Was sind nun diese Elemente von Rassismus? Aufschluss darüber gibt die Beschreibung der konstituierenden Elemente von Rassismus von Carola Lentz: „Konstruieren menschlicher Rassen und die darin erfolgende Zuweisung charakteristischer Eigenschaften sowie deren Wertung sind konstituierende Elemente rassistischer Ideologie (Lentz, 2007, S. 2).“ Die Wertung dieser konstituierenden Elemente ist die Basis für die Bildung einer Hierarchie von ‚Rassen‘ (Fredrickson, 2004, S. 13). Diese so gebildete Hierarchie wird zu einem Ausdruck einer in den Genen liegenden Ordnung erklärt, was diese Hierarchien für unveränderlich erklärt (Smedley & Smedley, 2005, S. 20).

Rassismus wird hier aber auch als eine Ideologie verstanden, die im Zusammenhang mit den schlimmsten Verbrechen in der Geschichte der Menschheit steht. Zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung bzw. ihrer nachvollziehbaren Beantwortung soll in der Folge auf diese konstituierenden Elemente genauer eingegangen werden. Dabei wird auch auf weitere Probleme, die mit dem Begriff ‚Rasse‘ bzw. der Klassifikation nach Rassen mit-schwingen, eingegangen, um auch meine Distanz zum Rassismus auszudrücken.

3.1 Problematik des Begriffs Rasse

Die Problematik des Begriffs ‚Rasse‘ liegt nicht an der Bezeichnung von Menschengruppen als ‚Rassen‘ an sich. Sie liegt stärker an der damit verbundenen Einteilung und Unterscheidung nach ‚Rassen.‘ Das Nichtvorkommen des Wortes ‚Rasse‘ muss nämlich nicht bedeuten, dass kein Rassismus besteht (Guillaumin, 1998, S. 159). So gesehen muss nicht unbedingt Rassismus vorliegen, wenn das Wort ‚Rasse‘ verwendet wird. Dagegen soll aber auch

gesagt werden, dass sich bei der Verwendung des Begriffs ‚Rasse‘ die Frage stellt weshalb jemand ein Konzept verwendet, das im Zusammenhang mit Verbrechen an der Menschheit steht, widersprüchlich ist und dessen Wert für die Wissenschaft umstritten ist.

Der Begriff ‚Rasse‘ ist aufgrund der Zusammenhänge mit der Legitimation des Sklavenhandels (Geulen, 2010, S. 20), mit der planmäßigen Ermordung von Millionen Menschen während des Holocausts (Conze & Sommer, 1984, S. 135), mit Gesetzen zur Rassentrennung (1874-1964) in den USA (vgl. Fredrickson 2004, S. 10) usw. problematisch. Die Verwendung bzw. unkritische Verwendung des Begriffes ‚Rasse‘ ist nicht automatisch eine Zustimmung zu diesen Verbrechen. Eine Distanzierung ist dies aber auch nicht. Jedem/r der/die diesen Ausdruck verwendet, muss klar sein, dass das dahinterliegende Gedankengebäude höchst problematisch ist. Ein weiteres Problem, das im Zusammenhang mit dem Begriff ‚Rasse‘ steht, ist die Widersprüchlichkeit der damit verbundenen Rassenkonzepte.

Einer der Hauptwidersprüche von ‚Rassenkonzepten‘ ist, dass die Anzahl von ‚Rassen‘ in den verschiedenen Konzepten schwankt. Dies widerspricht bis zu einem gewissen Grad der von rassistischen WissenschaftlerInnen gerne vorgenommen biologischen oder evolutionären Begründung ihrer Einteilungen. Würden diese wirklich einen biologischen Aspekt beschreiben, müssten sie über die Zeit und von AutorIn zu AutorIn zu mindestens von der her Anzahl stabiler bleiben. Johann Friedrich Blumenbach unterschied zwischen Kaukasier, Mongolen, Äthiopiern, Amerikanern und Malayen fünf ‚Rassen‘ (vgl. Conze und Sommer, 1984, S. 149). Bei Rushton (2005, S. 31) sind es drei, nämlich die Europiden, Mongoliden und Negriden. George Louis Leclerc, Comte de Buffon unterschied mit den Weißen, Negern, Hunnen (mongolische oder kalmükische) und Hindus vier ‚Rassen‘ (vgl. Conze & Sommer, S. 1984, S. 147). Laut Guillaumin (1998, S. 171) sollen in der Grande Encyclopedie um 1900 neunundzwanzig ‚Menschenrassen‘ unterschieden worden sein. Eine Schwankung zwischen drei und neunundzwanzig ist beträchtlich. Vor allem diese Schwankung nährt die Zweifel, dass hier so etwas wie eine biologische Größe beschrieben wird bzw. Menschen anhand einer biologischen Größe kategorisiert werden, wie das AnhängerInnen von ‚Rassenkonzepten‘ behaupten.

Umstritten ist der Begriff ‚Rasse‘ speziell im wissenschaftlichen Zusammenhang, weil dessen Wert dafür recht unterschiedlich eingeschätzt wird. Während es AutorInnen gibt, die vollkommen überzeugt von der Stimmigkeit der Einteilung der Menschheit in ‚Rassen‘ sind (vgl. Ceci & Williams, 2009; Rushton & Jensen, 2005, S. 237), gibt es andere, die dem Rassenkonzept jegliche wissenschaftliche Grundlage absprechen, weil es sich für sie mehr um ein soziales Konstrukt handle (vgl. Sternberg et al., 2005; Rose, 2009). GegnerInnen des ‚Rassenkonzepts‘ meinen etwa, dass ‚Rasse‘ ein soziales Konstrukt ist und kein biologisches. Laut Sternberg et al. (2005, S. 51-52) ist ein Zeichen dafür, dass der Begriff ‚Rasse‘ ein soziales Konstrukt ist - und keine Bezeichnung eines realen Phänomens - die unterschiedliche

Bedeutung des Wortes Kaukasier. In den USA ist Kaukasier (oder Caucasian) eine Bezeichnung für Weiße, während in Russland Kaukasier für die Bewohner des Kaukasus steht, die dunkelhäutiger als ihre Nachbarn aus Russland sind (vgl. Sternberg et al., 2005, S. 51-52).

Aus mehreren Gründen ist der Begriff ‚Rasse‘ problematisch. Ein konstitutives Element von Rassismus wird der Begriff ‚Rasse‘ aber erst, wenn damit die Klassifikation von Menschen nach bestimmten Merkmalen verbunden ist.

3.2 ‚Rasse‘ als klassifikatorischer Begriff

Bei einer Klassifikation nach ‚Rassen‘ wird laut Miles (1991, S. 102) bestimmten Merkmalen derartige Bedeutung eingeräumt, dass es möglich wird, Einzelne in allgemeine Kategorien von Menschen zuzuordnen und zwischen diesen Kategorien zu unterscheiden. Was sind nun diese bestimmten Merkmale? Es sind vor allem körperliche Merkmale. Nach Conze und Sommer (1984, S. 135) ist ‚Rasse‘ generell nur ein Ordnungs- und Klassifikationsbegriff zur Unterteilung von Menschengruppen nach bestimmten körperlichen Merkmalen. Diese körperlichen Merkmale können zum Beispiel Hautfarbe, Lippen, Augenform, Haare usw. sein (Smedley & Smedley, 2005, S. 20). Nach Guillaumin (1998, S. 167) ist es möglich, diese körperlichen Besonderheiten morpho-physiologische Rassenmerkmale zu nennen.

Solche Einteilungen und Unterscheidungen sind aber nicht auf körperliche Merkmale alleine beschränkt. Zu den morpho-physiologischen Rassemerkmalen kommen noch symbolische und geistige, soziale und imaginäre Rassemerkmale (Guillaumin, 1998, S. 167). Zu symbolischen und geistigen Rassemerkmalen gehören vorhandene oder nicht vorhandene Einstellungen, politische Vorgehensweisen, kulturelle und religiöse Besonderheiten der Gruppe (Guillaumin, 1998, S. 167). Bei sozialen ‚Rassemerkmalen‘ sind eine bestimmte Sprache, Wirtschaftsform und materielle Kultur¹⁶ mit der Charakterisierung der Gruppe verknüpft (Guillaumin, 1998, S. 166). Beispiele für materielle Kultur könnten schwarze Musik, schwarzes Theater, schwarze Literatur, Tanz, Kleidung und Sprache sein (Smedley & Smedley, 2005, S. 20). Unter imaginären Rassemerkmalen erfolgt neben Zuweisung realer sozialer und morpho-physiologischer Merkmale die Zuweisung übermenschlicher und bedrohlicher Merkmale (Guillaumin, 1998, S. 167). Bei Mosse (2006, S. 10) sind solche imaginären Rassemerkmale der mythologische Aspekt von Rassismus. Vermeintliche Eigenschaften einer edlen mythischen Urgemeinschaft werden dabei mit den Eigenschaften der heute lebenden Nachfahren gleichgesetzt (Mosse, 2006, S. 10). Vor allem bei sozialen, religiösen und geistigen ‚Rassenmerkmalen‘ bestehen Überschneidungen zu dem, was unter kulturellen Rassismus zu verstehen ist. Laut Fredrickson (2004, S. 144) ist kultureller Rassismus: „eine Denkweise, die kulturelle Differenzen anstelle von genetischer Ausstattung verdinglicht

¹⁶ Ernährung, Kleidung, Musik und Werkzeug.

und zu Wesensunterschieden erstarren lässt, die Kultur zum funktionalen Äquivalent von Rasse macht.“ Ein biologisch begründeter Rassismus basiert stärker auf der Rückführung äußerer Merkmale auf die Gene.

Die Klassifikation nach bestimmten, für eine ‚Rasse‘ als typisch angesehenen Merkmalen ist ein wesentlicher Aspekt von Rassismus. Die mit der Hilfe von ‚Rassekonzepten‘ vorgenommene Klassifikation ist die Voraussetzung für Wertungen und die darauf basierende Bildung von ‚Rassenhierarchien.‘

3.3 Wertung und Hierarchisierung

Mit der Einteilung und Zuweisung von ‚Rassemerkmalen‘ gehen implizit und explizit Wertungen einher. Das wird in der folgenden Rassismusdefinition von Essed betont (1992):

Der Rassismus ist eine Ideologie, eine Struktur und ein Prozess, mittels derer bestimmte Gruppierungen auf der Grundlage tatsächlicher oder zugeschriebener biologischer oder kultureller Eigenschaften als wesensmäßig andersgeartete und minderwertigere „Rassen“ oder ethnische Gruppen angesehen werden (S. 375).

Grundlage dieser Wertung ist das, was bei Magiros (1995, S. 62) die Schaffung eines ‚ungleichen Gleichen‘ genannt wird. Das Gleichmachen ist eine Reduktion von anderen Gruppen aber auch der eigenen auf ein wenige Eigenschaften (z. B. Hautfarbe), um sich selbst bzw. die eigene Gruppe durch den Vergleich anhand dieser Eigenschaften wertvoller sehen zu können. Das erfolgt durch die Feststellung, dass bei den anderen bestimmte positive Eigenschaften zu wenig vorhanden sind, oder generell negative Eigenschaften.

Nach welchen ‚Rassemerkmalen‘ eine Gruppe als minderwertig und höherwertig eingestuft wird, ist auch eine Frage des jeweils vorherrschenden Wertesystems. Genauer gesagt ist dies das Wertesystems der Gruppe, der sich ein/e ‚SchöpferIn‘ eines Rassekonzepts zugehörig fühlt. Solche Wertesysteme können sich im Laufe der Zeit stark ändern. Der Rassismus des 19. Jahrhunderts soll von den bürgerlichen Werten geprägt gewesen sein, die mit einer strikten Sexualmoral, einer starken Geschlechtertrennung und Klassenordnung einhergingen (Mosse, 2006, S. 11). Niedrig bewertete Gruppen seien beschuldigt worden, Sexualnormen und moralische Normen nicht einzuhalten zu können (Mosse, 2006, S. 12). Dieser wertende Aspekt der Zuweisung bestimmter Eigenschaften in Texten ist mitunter nicht so leicht zu verstehen, wenn man nicht denselben Wertesystemen unterliegt bzw. anhängt, wie die AutorInnen der jeweiligen Texte.

3.4 Erklärung der Unveränderlichkeit von Rassenhierarchien

Die Wertung der jeweiligen Gruppen als besonders positiv oder besonders negativ dient zur Herstellung einer Rassenhierarchie. Die Herstellung einer Hierarchie zwischen den ‚Rassen‘ auf Basis von Wertungen ist ein wesentliches Element von Rassismus. Nach Fredrickson (2004, S. 13) liegt sogar der Sinn von Rassismus in der Herstellung oder Forderung nach einer hierarchische Rassenordnung.

Durch die Rückführung auf Basis der zugewiesenen Eigenschaften auf die Gene erfolgt eine Festschreibung der daraus gebildeten Hierarchien. Es handelt sich dabei um die Auffassung, dass die als typisch für bestimmte Gruppen angesehenen körperlichen Merkmale und Verhaltensformen aufgrund der Gene angeboren seien, und daher die daraus abgeleiteten Hierarchien zwischen diesen Gruppen unveränderlich seien (Smedley & Smedley, 2005, S. 20). Im Rahmen des biologisch begründeten Rassismus kommt durch die Erklärung der Unveränderlichkeit die Wissenschaft verstärkt ins Spiel. Die Erklärung der Unveränderlichkeit ist das Element des Rassismus mit der stärksten Verbindung zur Wissenschaft.

Bestimmte Eigenschaften für unveränderlich zu erklären, erfolgt mit der Hilfe von wissenschaftlichen Methoden und Techniken. Etienne Balibar verortet die Rolle der Wissenschaft bzw. WissenschaftlerInnen im Feld des Rassismus als jene, die durch Imitation wissenschaftlicher Techniken, gestützt auf sichtbares Material, auf unsichtbare Ursachen schließen und den Rassismus auf diese Weise rationalisiert (Balibar, 1990, S. 25). Sind WissenschaftlerInnen, die mittels wissenschaftlicher Methoden dem Rassismus eine Argumentationshilfe liefern, bloße Imitatoren und daher schlechte WissenschaftlerInnen? Demgegenüber steht mein persönlicher Eindruck, dass besonders im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz Rassisten ihre Werkzeuge nur allzu gut beherrschen.

Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Rassismus ist nicht ohne eine gewisse Tradition und lässt sich daher nicht auf die Erklärung der Unveränderlichkeit von Merkmalen beschränken. Die ersten Klassifikationen von Menschen nach dem Schönheitsideal sollen laut Mosse (2006, S. 9) aus der Zeit der Aufklärung (18. Jh.) stammen und zum Ziel gehabt haben, das Naturphänomen Mensch rationell zu erfassen. Bestimmte Phänomene nach ausgewählten Kriterien zu ordnen und Kategorien zuzuordnen, ist allerdings eine übliche Praxis in der Wissenschaft. Diese Rassenklassifikationen vermischten sich im 19. Jahrhundert mit Ansichten aus der Evolutionstheorie und den Geschichtswissenschaften (vgl. Conze & Sommer, 1984, S. 135). Im 20. Jahrhundert habe sich laut Smedley und Smedley (2005, S. 21) der ‚Rassismus‘ der Genetik bedient, um die Erbllichkeit von Merkmalen und Verhaltensweisen zu argumentieren, die als typisch für eine ‚Rasse‘ angesehen werden.

Die Elemente des Rassismus sind die Einteilung von Menschen nach bestimmten körperlichen und/oder kulturellen Merkmalen, die Höher- und Niederwertung dieser so gebildeten

Gruppen und die Bildung von Hierarchien daraus. Abgesichert werden diese Hierarchien mit der Erklärung der Unveränderlichkeit dieser Unterschiede.

Bereits mehrmals fiel in dieser Arbeit der Begriff Diskurs ohne zu klären, was Diskurs ist. Dies hatte vor allem den Grund, dass zur Klärung dieses Begriffs ein eigenes Kapitel notwendig ist.

4 Diskurs und Diskurstheorie

Bevor im Rahmen der Diskursanalyse auf das Verhältnis zwischen Rassismus und Wissenschaft näher eingegangen wird, muss noch die Theorie hinter der Diskursanalyse näher erläutert. Die hier vorgenommene Untersuchung ist eine Kombination aus Kritischer Diskursanalyse¹⁷ von Siegfried Jäger, der Diskurshistorischen Methode¹⁸ um Ruth Wodak und der Archäologie¹⁹ von Michel Foucault. Das Verständnis von Diskurs und Diskursanalyse ist bei den drei Ansätzen zwar nicht ganz deckungsgleich, dennoch erfolgte eine Klärung des Begriffs Diskurs und die Klärung der Grundlagen zur Diskurstheorie unter Anlehnung an alle drei genannten AutorInnen. Damit eröffnet sich unter anderem die Möglichkeit, die Frage nach der Bedeutung des Begriffs Diskurs inhaltlich breiter zu beantworten.

4.1 Diskurs bei Foucault, Jäger und Wodak

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird unter Diskurs ein Gedankenaustausch oder ein heftiger Streit verstanden. Diskurs ist aber vielfältiger und komplexer. Zur Vielfältigkeit und Komplexität von Diskurs steht bei Foucault (1995): „(...) statt allmählich die so schwimmende Bedeutung des Wortes „Diskurs“ verengt zu haben, seine Bedeutung vervielfältigt habe: einmal allgemeines Gebiet aller Aussagen,²⁰ dann individualisierbare Gruppe von Aussagen, schließlich regulative Praxis, die von einer bestimmten Zahl von Aussagen berichtet (...)“

¹⁷ Kritische Diskursanalyse wird in der Folge mit KDA abgekürzt.

¹⁸ Diskurshistorische Methode wird in der Folge mit DHM abgekürzt.

¹⁹ Die Bezüge zur Archäologie müssen meistens theoretisch bleiben, weil bei Foucault nicht klar hervorgeht, wie er methodisch vorgegangen ist (vgl. Foucault, 1979, 1995).

²⁰ Recht allgemein könnte man Aussagen als die kleinsten unteilbaren Einheiten (seine Atome) des Diskurses verstehen (vgl. Foucault, 1995, S. 117). Diese Atome können Sätze, Propositionen, Tabellen, Grafiken usw. sein (Foucault, 1995, S. 117). Es wäre aber auch möglich, beim bloßen Vorhandensein von Zeichen von einer Aussage zu sprechen. Dazu steht bei Foucault (1995): „(...) eine Aussage vorliegt, sobald es mehrere nebeneinanderstehende Zeichen gibt (...). Die Schwelle der Aussage wäre die Schwelle der Existenz der Zeichen“ (S. 123). Diskurse bestehen aus diesem Verständnis aus Zeichen, Sätzen, Tabellen, Grafiken usw., die unter den Begriff Aussage zusammengefasst sind.

S116. Die Wirkung dieser Regulative ist eine doppelte. Sie bestimmen, wer sprechen (vgl. Foucault, 1974, S. 6-7) und was gesprochen werden darf (vgl. Foucault, 1995, S. 42). Diese Regulative unterwerfen den einzelnen Menschen und die Diskurse. Bei Foucault (1974, S. 39) steht dazu Folgendes: „Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der sprechende Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die Gruppe der sprechenden Individuen.“ Falls Foucault mit dieser Annahme Recht hat, scheint die Unterwerfung der sprechenden Subjekte stärker als die Unterwerfung der Diskurse unter die sprechenden Subjekte. Das sprechende Subjekt darf trotz seiner Rolle im Diskurs nicht alles sagen. Ein Beispiel dafür sind PolitikerInnen, die zwar durchaus sehr mächtig sind, aber trotzdem nicht alles sagen dürfen, was ihnen einfällt. Die Hauptwirkung dieser Regulative ist, dass sie Voraussetzungen definieren, was im Diskurs aufscheinen darf und was nicht (Foucault, 1995, S. 170). Foucault nennt diese Regulative auch Ausschließungssystem. Dazu steht bei Foucault (1974, S. 14): „Drei große Ausschließungssysteme treffen den Diskurs: das verbotene Wort; die Ausgrenzung des Wahnsinns; der Wille zur Wahrheit.“ Dass bestimmte Wörter tabuisiert sind, ist durchaus verständlich. Diese Tabus können abhängig von Situation und Kontext sein. Inwiefern die Ausgrenzung des Wahnsinns auch einen Einfluss auf den Diskurs hat, geht für mich nicht klar hervor (vgl. Foucault, 2008). Der Wille zur Wahrheit beinhaltet den Aspekt, dass in der Wissenschaft bestimmte Bedingungen erfüllt werden müssen, damit etwas als wahr gilt (Foucault, 1974, S. 25).

Bestimmte sprachliche Elemente scheinen im Diskurs aufgrund von einem Ausschließungssystem auf. Diese Elemente scheinen aber in einer bestimmten Geordnetheit und einem bestimmten Verhältnis zueinander auf. Sie bilden ein Beziehungsgeflecht. Zu diesem Beziehungsgeflecht dieser Teile des Diskurses steht bei Foucault (1995): „Es gibt keine Aussage, die keine andere voraussetzt; es gibt nicht eine einzige, die um sich herum kein Feld von Koexistenzen, von Serien- und Folgewirkungen keine Distribution von Funktionen und Rollen hätte“ (S. 145). Eine Konsequenz dieser Ordnung ist, dass sprachliche Elemente einen zusammenhängenden Text bilden können. Elemente der so gebildeten Texte können wiederum mit Elementen anderer Texte in einer Beziehung stehen. Dieses Beziehungsgeflecht von sprachlichen Elementen, das über die Texte hinausgeht, zeigt sich durch die Verfangenheit von Büchern, Texten und Sätzen in einem System von Verweisen zu anderen Büchern, Texten und Sätzen (Foucault, 1995, S. 36). Ein solcher gegenseitiger Bezug von Texten ist bei wissenschaftlichen Studien am deutlichsten bei Zitaten. Diese mittels Zitierung hergestellte Beziehung nennt Rheindorf (2006, S. 150) direkte Intertextualität wissenschaftlicher Studien. Die indirekte Intertextualität ist der Anschluss an den Wissensstand der Forschungsgemeinschaft, was beispielsweise durch die Erwähnung der verwendeten Methoden erfolgt (Rheindorf, 2006, S. 150). Diese direkte und indirekte Intertextualität sind wesentliche Charakteristika des Beziehungsgeflechts von wissenschaftlichen Texten zueinander. Im Ge-

gensatz zum intertextuellen Beziehungsgeflecht ist die Anordnung sprachlicher Elemente nach einer bestimmten Ordnung, was kohärenter und konsistenter Texte ergeben kann, das intratextuelle Beziehungsgeflecht sprachlicher Elemente.

Über ihre Teile stehen Diskurse auch in einem historischen Bezug. Dies zeigt sich dadurch, dass bestimmte Aussagen, die vor Jahrhunderten geschrieben wurden, in unserer Zeit wieder auftauchen können (vgl. Foucault, 1995, S. 146-148). Foucault (1995) hebt diese historische Charakteristik von Diskurs hervor, indem er schreibt: „Er ist durch und durch historisch: Fragment der Geschichte, Einheit und Diskontinuität in der Geschichte selbst“ (S. 170).

Diskurse bestehen aus sprachlichen Elementen, die intra-, intertextuell und historisch miteinander in Beziehung stehen. Dass Diskurse gesellschaftlich eingebunden sind, also in einem sozialen Bezugsfeld existieren, ist bei Foucault zwar nicht ausgeschlossen. Diesen Aspekt hebt Siegfried Jäger aber deutlicher hervor. Zu Diskurs steht bei Jäger (2009): „Diskurs soll hier – vorläufig formuliert als eine artikulatorische Praxis begriffen werden, die soziale Verhältnisse nicht passiv repräsentiert, sondern diese als Fluß [sic] von sozialen Wissensvorräten durch die Zeit aktiv konstituiert und organisiert“ (S. 23). Die Eingebundenheit in soziale Prozesse zeigt auch die Einteilung des Diskurses von Jäger.

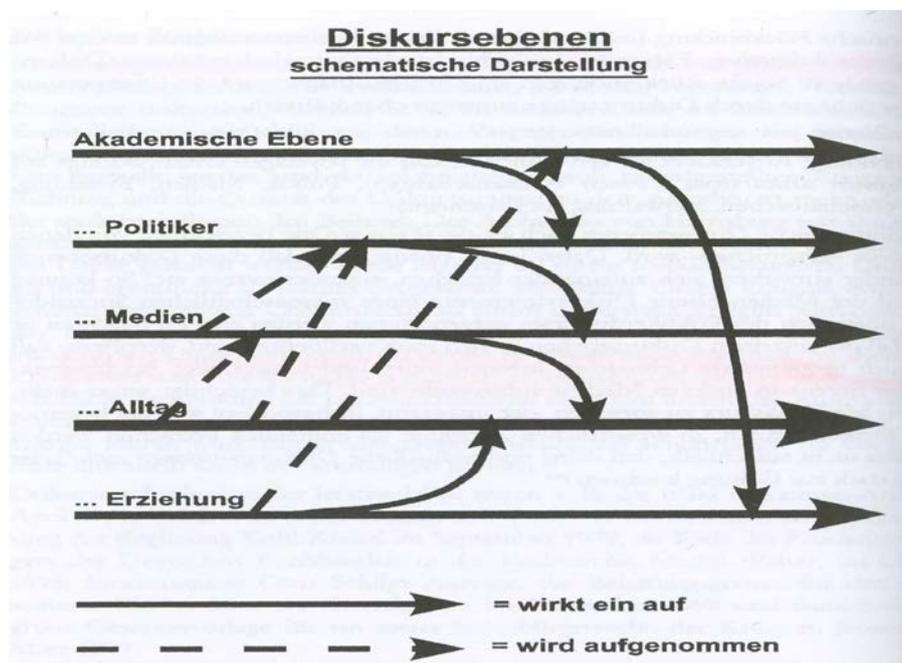


Abbildung 2:

Modell der Diskursebenen (Aus: Jäger, 2009, S. 164)

Diskurs ist in zahlreiche Diskursebenen (akademische Ebene, Politik, Alltag und Erziehung) unterteilt, die miteinander verwoben sind (Jäger, 2009, S. 132-133). Auf den Diskursebenen

verlaufen die Themen²¹ durch die Zeit. Ein Diskursstrang kann aus zahlreichen Texten²² bestehen. Ein Diskursfragment wiederum kann von zahlreichen Diskurssträngen durchzogen sein, die von verschiedenen Diskurssträngen stammen. Mit diesem Modell ist es möglich, Diskurse als gesellschaftlich eingebunden zu verstehen. Die Frage, die sich daraus ergibt, ist, ob diese Diskursebenen mit Gesellschaftsbereichen gleichsetzbar sind. Etwa die akademische Ebene als Bereich der Wissenschaft. Dagegen ist aber einzuwenden, dass der Bereich Alltag zu unspezifisch ist. Der Alltag kann nämlich auch auf der Diskursebene Erziehung oder der akademischen Ebene stattfinden etwa in Form von Erziehungsalltag oder von Alltag im Forschungs- und Lehrbetrieb. Die Diskursebene Politiker kann nicht als Gesellschaftsbereich verstanden werden, weil unklar ist, ob hier wirklich Politiker gemeint sind oder die Politik. Politik könnte man als einen Gesellschaftsbereich verstehen. Der Gedanke, dass in einem Diskursfragment Diskursstränge aus vielen Gesellschaftsbereichen zusammenfließen, ist ein Aspekt, den ich nicht vernachlässigen möchte. Dies würde aber eine deutlichere Einteilung von Gesellschaftsbereichen erfordern. Bei systemtheoretischen Ansätzen (vgl. Anzenbacher, 2010, S. 277-282) wäre dies grundsätzlich der Fall. Ein wesentlicher Grundgedanke dabei ist, dass im Laufe der Menschheitsgeschichte aufgrund zunehmender Komplexität Gesellschaft sich aus dem familiären Bereich, dem ökonomischen Bereich, dem instrumentellen Wissen und Können, dem politisch rechtlichen Bereich und dem kulturell religiösen Bereich gebildet hat (Anzenbacher, 2009, S. 278).

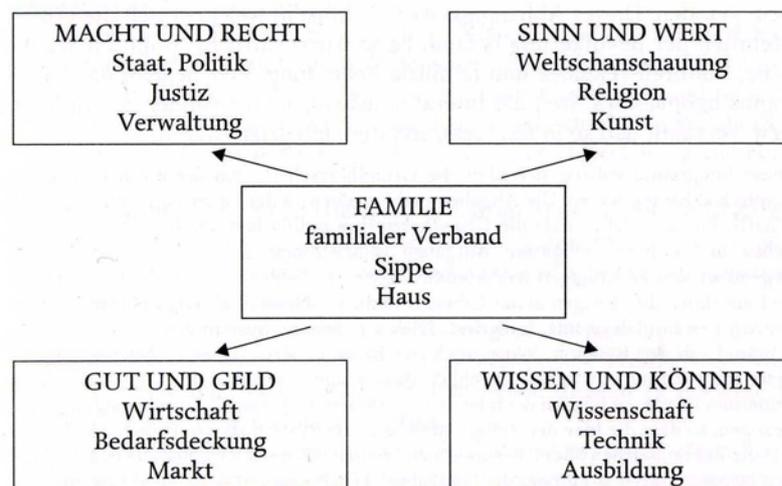


Abbildung 3:

Modell der Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Interaktion (Aus: Anzenbacher, 2010, 280)

²¹ Themen sind bei Jäger Diskursstränge.

²² Jäger gebraucht für den Begriff Texte den Begriff Diskursfragment.

Die akademische Ebene kann dabei dem Bereich Gut und Geld zugeordnet werden, die Ebene Politiker, Macht und Recht und die Diskursebene Erziehung dem Bereich Wissen und Können. Die Diskursebene Alltag kann in jedem Bereich stattfinden. Nicht wirklich einen Bereich zurechenbar ist die Diskursebene Medien. Dies scheint aber auch stimmig zu sein, weil in den Medien viele Gesellschaftsbereiche zusammenfließen können. Dasselbe gilt eigentlich auch für die Diskursebene Politiker. An dieser Stelle soll bemerkt werden, dass die hier vorliegende Arbeit an die Diskurstheorie und nicht die Systemtheorie angelehnt ist. Trotzdem erscheint eine Durchzogenheit von Texten mit Themen, die aus verschiedenen Gesellschaftsbereichen stammen, durchaus zutreffend.

Historisch ist der Diskurs bei Jäger über soziale Wissensvorräte eingebunden und nicht über die Aussagen wie bei Foucault und besteht aus artikulatorischen Praktiken. Die Historizität von Diskursen ist bei Jäger auch deshalb wichtig, weil er diese wesentlich für die Reguliertheit der Diskurse hält. Jäger (2009) begründet dies folgendermaßen: „Ich schlage vor, Diskurs von vornherein als geregelt zu definieren: Der Diskurs ist, ganz allgemein formuliert, ja nichts anderes als der „Fluß [sic] von >Wissen< durch die Zeit;“ und wenn dies so ist, dann ist davon auszugehen, daß [sic] der Diskurs immer schon mehr oder minder stark strukturiert und also „fest“ und geregelt (im Sinne von konventionalisiert bzw. sozial verfestigt) ist“ (S. 129). Ob diese Definition eine Tautologie ist, weil sie im Prinzip bedeutet, dass der Diskurs reguliert ist, weil er immer schon reguliert war, bleibt hier dahingestellt. Wesentlicher an dieser Stelle ist nämlich, dass Jäger und Foucault darin übereinstimmen, dass Regulative bestimmen, was im Diskurs aufscheint und was nicht. Jäger benutzt dafür den Begriff Sagbarkeitsfeld. Bei einem Sagbarkeitsfeld handelt es sich laut Jäger (2009, S. 130) um sämtliche mündliche und schriftliche Ausdrucksformen, die in einem bestimmten Zeitraum in der vorherrschenden Gesellschaftsordnung in Erscheinung treten dürfen.

Nach Jäger kann man Diskurs besser als gesellschaftlich eingebettet verstehen. Diskurs wird hier aber nicht analog zur Gesellschaft verstanden, weil Diskurs eher eine Art Realität in der Realität bildet. Dazu steht bei Jäger (2009): „Er stellt eine eigene Wirklichkeit dar, die gegenüber der „wirklichen Wirklichkeit“ keineswegs nur Schall und Rauch, Verzerrung und Lüge darstellt, sondern eine eigene Materialität²³ hat und sich aus den vergangenen und (anderen) aktuellen Diskursen „speiste“ (S. 146). Auf den Diskursebenen verlaufende Dis-

²³ Auch bei Foucault haben Diskurse eine materielle Charakteristik. Für ihn bestehen Aussagen aus sprachlichen Zeichen, die von jemandem ausgesprochen oder geschrieben und von den Sinnen anderer aufgenommen werden können (Foucault, 1995, S. 146). Unter dem Aspekt der Materialität der Zeichen behandelt Foucault auch das Problem, dass derselbe Wortlaut unterschiedliche Aussagen bilden kann, unterschiedlicher Wortlaut dieselbe Aussage und dieselbe Aussage, die auf einem Blatt Papier oder einem Roman aufscheint, dasselbe oder nicht dasselbe bedeuten kann (Foucault, 1995, S. 146-150).

kursstränge sind zwar gesellschaftliche und historisch eingebunden, sie unterliegen aber auch einer gewissen Eigendynamik. Diskurse bestehen aus sprachlichen Elementen, die aufgrund bestimmter, für einen Zeitraum geltender Regulative, erscheinen und angeordnet sind.

Auch von einer gesellschaftlichen Eingebundenheit der Diskurse ist bei der CDA die Rede. Bei Reisigl und Wodak (2001) steht dazu folgendes:

„(...) discourse can be understood as a complex bundle of simultaneous and sequential interrelated linguistic acts that manifest themselves within and across the social field of actions as thematically interrelated semiotic, oral or written tokens, very often as ‚Texts,‘ that belong to specific semiotic types, i. e. genres“ (S. 36).

Die Definition impliziert auch, dass in Diskursen sprachliche Elemente zu Themen und in der Folge zu Genres zusammengefasst sind. Die gesellschaftliche Eingebundenheit von Diskursen zeigt sich auch dadurch, dass bestimmte Genres für bestimmte Gesellschaftsbereiche typisch sein können.

Diskurse bestehen aus sprachlichen Elementen, die aufgrund der für einen bestimmten Zeitraum geltender Regulative sagbar sind. Die sprachlichen Elemente sind in einem intertextuellen, intratextuellen, historischen und sozialen Bezug. Diese sprachlichen Elemente können zu einer größeren Einheit (z. B. einem Thema) zusammengefasst sein und so Texte bilden, die zu einem Genre zählen.

An dieser Stelle soll kurz gesondert auf die Bedeutung von Sprache im Diskurs eingegangen werden.

4.2 Bedeutung der Sprache im Diskurs bzw. Diskursanalyse

Sprache ist im Gegensatz zu Diskurs alles, was möglich wäre zu schreiben oder zu sprechen, und eben nicht, was gesprochen oder geschrieben werden darf (Foucault, 1995, S. 123-124). Dass, was möglich wäre, mit Sprache etwa aufgrund ihrer Regeln (z.B. Grammatik) und allgemeinen Charakteristik (z.B. des Zeichenvorrats der Sprache) auszudrücken, ist nicht ident mit dem, was tatsächlich ausgedrückt wird. Es bestimmen Regeln, welche sprachlichen Elemente im Sagbarkeitsfeld aufscheinen dürfen und welche nicht.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Sprache im Diskurs ist die Wiederholbarkeit sprachlicher Elemente. Als Zeichen dieser Wiederholbarkeit kann gesehen werden, dass die Art und Weise, wie wir sprechen, zu einem Gutteil aus übernommenen und vielfältigen Redewendungen und Sprachbildern zusammengesetzt ist (Brunner, 2004, S. 144). Die Frage, die sich daraus ergibt, ist, ob Redewendungen oder Sprachbilder bis zu einem gewissen Grad eine Art Werkzeug sind. Ein wesentliches Merkmal von Werkzeugen ist deren Wiederverwendbarkeit. Die Übernahme sprachlicher Elemente ist nichts anderes als eine Wiederverwendung be-

stimmter Werkzeuge. Was ist so anders daran, wenn man mit einem Hammer einen Nagel einschlägt, als wenn man mit einem Sprichwort einen bestimmten Sachverhalt ausdrücken will? Beides dient der Verwirklichung eines bestimmten Ziels mit einem Werkzeug (vgl. Leontjew, 1977, S. 34-37).

Ein interessanter Aspekt dabei ist auch, ob bei der Übernahme von Sprachformen ein Subjekt tatsächlich spricht, oder die Diskurse durch ein Subjekt sprechen. In so einem Fall ist das Sprechen sehr stark in den Diskurs eingebunden. Dabei ist fraglich, ob ein solches Sprechen im Diskurs tatsächlich so individuell ist, wie es einem erscheint, wenn man spricht. Die Frage dabei ist, ob Diskurse hier bis zu einem gewissen Grad durch einen sprechen. Ein weiterer Aspekt diesbezüglich ist, dass sich unser Denken in der Form der gesellschaftlich vermittelten Sprache vollzieht (Anzenbacher, 2010, S. 277). Wie individuell ist aber dann wiederum das Denken, wenn es sich mit Elementen von Diskursen vollzieht? Die Beantwortung dieser Fragen muss hier leider offen bleiben.

Nach der Beantwortung der Frage: „Was ist Diskurs?“ und der Klärung des Verhältnisses von Sprache und Diskurs erfolgt nunmehr eine Abgleichung der forschungsleitenden Fragestellung²⁴ mit den vorher angesprochenen Aspekten. Nicht alle sich daraus ergebenden Fragestellungen sind dann im Rahmen der Untersuchung beantwortbar. Dieser Aspekt wird in dem nun folgenden Teil vernachlässigt.

4.3 Bedeutung des Diskursverständnisses für die forschungsleitende Fragestellung

Dass Diskurse ein Resultat bestimmter Regulative sind, wurde bereits mehrmals erwähnt. Die forschungsleitende Fragestellung zielt nicht so sehr auf die Aufdeckung von unsichtbaren Regeln. Wäre dies der Fall, dann müsste die forschungsleitende Fragestellung so lauten: „Aufgrund welcher Regulative schreiben sich rassistische Denkmuster in den Diskurs zur Erblichkeit von Intelligenz fest?“ Dazu kommt noch, dass diese Aufdeckung der Regulative, die ein Festschreiben rassistischer Denkmuster ermöglichen, nicht vor der Klärung, wie diese Festschreibung erfolgt, sinnvoll ist. Bevor die Frage gestellt werden kann, warum wer etwas tut, muss klar sein, was jemand tut. Die Beschreibung der Art und Weise, wie sich rassistische Denkmuster im Diskurs zur Erblichkeit von Intelligenz festschreiben, steht deshalb in dieser Diplomarbeit im Vordergrund. Die Beschreibung dieser sprachlichen Praktiken ist, wie noch gezeigt wird, ohnehin eine komplexe Herausforderung.

Der bei Foucault (1974, S. 14) im Zusammenhang mit den Ausschließungssystemen erwähnte Aspekt der tabuisierten Wörter und Praktiken zur Wissensbildung sind als Unterfragen durchaus interessant. Bezogen auf diese rassistischen Denkmuster ist es wichtig zu

²⁴ Wie schreiben sich rassistische Denkmuster in den Diskurs zur Erblichkeit von Intelligenz fest?

fragen, ob Ausdrücke im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz aufscheinen, die wegen ihres Zusammenhangs mit Rassismus eigentlich tabuisiert sind.

Bezogen auf das Prozedere zur Wissensbildung ist die Prüfung interessant, ob rassistische Denkmuster darin eingebunden sind. Das Ergebnis dieses Prozedere zur Wissensbildung ist schließlich, dass bestimmte Aussagen als wahr gelten können, weil sie mit der Hilfe von Techniken zur Wahrheitsbildung getroffen wurden.

Diskurse als intra- und intertextuelles Beziehungsgeflecht zwischen sprachlichen Elementen zu verstehen, bringt die Notwendigkeit mit sich, die forschungsleitende Fragestellung zu ergänzen. Intratextuell bilden die verschiedenen Elemente des Diskurses größere Einheiten, wie beispielsweise Kapitel, die wiederum mit anderen Einheiten des Textes in Bezug stehen. Intertextuell können diese Elemente wiederum mit anderen Elementen, etwa durch Zitate, in Bezug stehen. Ein Bezug zwischen Texten kann auch bestehen, weil sie dasselbe Thema behandeln oder dieselben Ausdrücke verwenden. Ergänzend zur forschungsleitenden Fragestellung muss daher folgende Frage gestellt werden: „Wie sind rassistische Denkmuster in das inter- und intratextuelle Beziehungsgeflecht einbezogen?“

Die forschungsleitende Fragestellung zielt nicht darauf ab, den Entstehungsprozess des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz besser zu verstehen. Historische Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz werden in dieser Diplomarbeit daher vernachlässigt. Ein noch zu klärender Punkt ist aber die Festlegung eines Untersuchungszeitraums.

Zwischen dem Aspekt der gesellschaftlichen Eingebundenheit von Diskursen in die Gesellschaft und der forschungsleitenden Fragestellung besteht an sich ein Widerspruch, weil dieser Aspekt in der Frage nicht enthalten ist. Mit der Klärung der Einbindung der untersuchten Texte in Gesellschaftsbereiche wird kein direkter Beitrag zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung geleistet. Dieser Aspekt ist aber zu wichtig, um ihn einfach auszuklammern.

Die forschungsleitende Fragestellung nur mit Fragen, die sich aus der Theorie ergeben, zu untersuchen, ohne den Aspekt genauer zu beachten, ob sie mit der gewählten Methode beantwortbar sind, war ein sinnvoller Zwischenschritt. Auf die Beantwortbarkeit dieser Fragestellungen wird hier nicht gesondert eingegangen, weil sich dies bei der ‚Vorstellung‘ der methodischen Werkzeuge von selber klärt.

5 Die Untersuchung des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz

Die vorliegende Studie verwendet eine Kombination zwischen KDA und DHM (vgl. Kap 4). Diese Kombination war notwendig und sinnvoll, weil die KDA gute Angaben zur Aufbereitung von Texten und der Herausarbeitung größer sprachlicher Einheiten macht. Die Angaben zur Untersuchung der kleineren Einheiten von Texten sind bei der DHM genauer und besser anwendbar. Nicht ganz ausgeklammert sind Fragestellungen, die Foucaults Diskursverständnis mit sich bringen, auch wenn es nicht möglich ist, die Regulative des Diskurses mit der gewählten methodischen Vorgehensweise aufzudecken, weil diese Methoden zu sehr an der Beschreibung sprachlicher Praktiken ausgerichtet sind²⁵.

Recht allgemein ist es möglich, die Untersuchung in Anlehnung an die KDA in eine Strukturanalyse und eine Feinanalyse zu unterteilen (vgl. Jäger, 2009, S. 193). In der Strukturanalyse erfolgt die Aufbereitung der Texte des untersuchten Diskurses, um dann von den größeren Einheiten des Diskurses zu immer kleineren Elementen im Rahmen der Feinanalyse fortzuschreiten. Bevor die Analysen und deren Ergebnisse dargestellt werden, ist es notwendig, auf die wesentlichsten Vorentscheidungen dieser Analyse einzugehen.

5.1 Wichtige Vorentscheidungen

5.11 Auswahl des untersuchten Genres

Eine der wichtigsten Entscheidungen vor Beginn der Diskursanalyse war die Auswahl der Genres²⁶, aus denen die weiteren Texte ausgewählt werden sollten. Die Entscheidung fiel letztlich zugunsten eines Genres aus, nämlich des wissenschaftlichen Zeitschriftenartikels. Es wäre zwar möglich gewesen mehrere Genres zu untersuchen, was etwa eine diskursanalytische Aufbereitung des Interviews von Rindermann notwendig gemacht hätte. Das Problem dabei ist, dass zwar viele Texte darauf bezogen sind, diese aber zu unterschiedlichen Genres gehören. Unter anderem waren dies Stellungnahmen, Protokolle, Interviews, Zeitungsartikel usw. (vgl. Kap 1). Bei einer diskursanalytischen Untersuchung eines Interviews

²⁵ Der Widerspruch, Diskurs als ein Resultat bestimmter Regulative zu verstehen und diese dann nicht zu untersuchen, findet sich aber meiner Meinung nach auch schon bereits bei Foucault (vgl. Foucault, 1995, S. 43).

²⁶ Unter Genre wird hier allgemein Textsorte verstanden. Genres sind aus bestimmten Teilen aufgebaut und mit diesen Teilen sollen bestimmte kommunikative Ziele realisiert werden (Lewin, Fine & Young 2001, S. 51).

und einer Stellungnahme drängt sich die Frage auf, wie sehr Unterschiede zwischen den Genres die Analyse beeinflussen. Diese beiden Genres unterscheiden sich z.B. durch ihr Zielpublikum. Das Radiointerview wandte sich an ein interessiertes Laienpublikum. Die kritischen und verteidigenden Stellungnahmen wandten sich an ein Fachpublikum. Geschrieben wurden die Stellungnahmen von StudentInnen, WissenschaftlerInnen usw. Beim Interview von Rindermann ist die Frage, ob der Autor die Interviewerin ist, der Interviewte oder etwa die Person, die das Interview verschriftlicht hat? Das muss nicht unbedingt die Interviewerin sein. Zu interviewen oder interviewt zu werden ist nicht dasselbe wie das Schreiben einer Stellungnahme. Auch mit Schwierigkeiten verbunden wäre eine gemeinsame Untersuchung von Rindermanns Publikationen und des Interviews. Bei einem wissenschaftlichen Fachartikel ist viel stärker vorgeschrieben, wie er aufgebaut sein soll, als dies bei einem Radiointerview der Fall ist (vgl. APA 2010, S. 25). Die Konsequenzen dieser Verschiedenartigkeit dieser Textsorten waren nicht vorhersehbar. Unterschiedliche Genres zu untersuchen hätte viele oder gar keine Konsequenzen haben können. Allerdings erschien es mir besser, solche Probleme durch die Entscheidung für ein Genre auszuklammern. Dazu kommt noch, dass es ein Kriterium der Kritischen Diskursanalyse ist, besonders typische Texte des Diskurses anhand der darin vorkommenden Themen auszuwählen. Texte desselben Genres sind einander ähnlicher und es erschien mir deshalb logischer, Texte desselben Genres auszuwählen.

Ein weiterer Punkt, der gegen die Untersuchung des Interviews spricht, ist die Tatsache, dass die forschungsleitende Fragestellung auf die Verankerung von Rassismus in einem Wissenschaftsdiskurs abzielt. Das Interview und die darauf bezogenen Texte sind viel zu sehr Streitschriften, was zur Folge hätte, dass die Debatte über die Erblichkeit von Intelligenz an sich untersucht würde, nicht so sehr die darin vorhandene Verknüpfung von Wissenschaft und Rassismus. Zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung erschienen wissenschaftliche Texte am geeignetsten, weil darin die wissenschaftliche Argumentation vollständiger als etwa in Zeitungsartikeln enthalten ist. Wissenschaftliche Texte können Artikel in Fachzeitschriften, Bücher, Kommentare, Buchrezensionen oder Beiträge in Herausgeberwerken sein. Die Wahl fiel schließlich auf Artikel in psychologischen Fachzeitschriften. Gegen die Untersuchung eines oder mehrerer Bücher sprach, dass PsychologInnen in der Regel eher in Fachzeitschriften publizieren. Das ergibt eine größere Auswahl, die dann auch repräsentativere Aussagen über den Diskurs erlaubt, als wenn nur ein oder zwei Bücher untersucht würden. Ähnlich sieht die Lage bei Beiträgen in Herausgeberwerken, Kommentaren und Buchrezensionen aus.

An diesem Punkt stellt sich die Frage, wann ein Text ein wissenschaftlicher Fachartikel ist. Das offensichtlichste Kriterium sind die formellen Gestaltungsrichtlinien. Eine Studie in

einer psychologischen Fachzeitschrift soll aus dem Abstract,²⁷ dem Titel, den Kapitelüberschriften, den Zitaten²⁸, dem Literaturverzeichnis usw. bestehen (vgl. APA 2010, S. 25). Durch diese formellen Gestaltungsrichtlinien ist ein Fachartikel rein äußerlich recht leicht zu erkennen, wie folgende Abbildung zeigen soll.



Abbildung 4:

Beispiel zum Aufbau einer Studie in einer psychologischen Fachzeitschriften (Aus: Daseking, Lipsius, Petermann & Waldemann, 2008, S. 76)

²⁷ Ein Abstract ist eine Kurzzusammenfassung der Studie (APA, 2010, American Psychological Association S. 25).

²⁸ Neben Quellenverweisen sind kommunikative Ziele von Zitaten laut Jakobs (1999, S. 114) die Vernetzung und Positionierung in der Forschungsgemeinschaft, Information zum Forschungsstand, Sicherung der Kontinuität, Funktionen im argumentativen Textaufbau, Beziehungsgestaltung in der Forschungsgemeinschaft usw.

Der hier gebrachte Beispieltext ist anhand des Abstracts, des Titels, der Autoren- und Zeitschriftenangabe am Deckblatt relativ leicht als wissenschaftliche Studie erkennbar.

Als Beleg dafür, dass die für die Feinanalyse ausgewählten Texte der Vorgabe der inhaltlichen Gestaltungsprinzipien entsprechen, möchte ich auf die im Anhang stehenden Inhaltsangaben hinweisen (vgl. Appendix A).

Ein wichtiges Merkmal eines wissenschaftlichen Zeitschriftenartikels ist, so trivial das auch klingen mag, dass dieser Artikel tatsächlich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift erschienen ist. Ein Garant dafür, dass ein Artikel wirklich ein Fachartikel und eine Zeitschrift wirklich eine Fachzeitschrift ist, soll sein, dass Texte, die in einer solchen Zeitschrift erscheinen, einem sogenannten Peer reviewing²⁹ unterzogen wurden. Die für diese Studie durchforsteten Zeitschriften waren *Intelligence* und *Personality and Individual Differences*. Ein Hinweis darauf, dass bei den beiden Zeitschriften ein Peer reviewing erfolgt, liefern die allgemeinen Hinweise für Peer Reviewer auf den Homepages³⁰ der Zeitschriften des Verlags Elsevier.

Als weiteres Indiz, dass es sich bei der Zeitschrift, in der ein Artikel publiziert wurde, um eine psychologische Fachzeitschrift handelt, könnte die Angabe eines Impactfactors³¹ sein. Auf der Homepage der Zeitschrift *Intelligence*³² ist ein Impactfactor von 3,168 und ein fünf Jahresimpactfactor von 3,910 und bei *Personality and Individual Differences*³³ ein Impactfactor von 1,820 und einem fünf Jahresimpactfactor von 2,125 angegeben. Es stellt sich die Frage, ob diese Impactfactors hoch oder niedrig sind. Eine Einschätzung davon ist mit der Hilfe des Journal Citation Report³⁴ möglich. Es handelt sich dabei um eine Datenbank, in der Zeitschriften aus unterschiedlichen Fächern anhand unterschiedlicher Kriterien gereiht werden können. In dieser Datenbank ist das mit fünfundsiebzig psychologischen Fachzeitschriften möglich. Die beiden erwähnten Zeitschriften befanden sich nicht darunter. Anhand der Fülle von psychologischen Fachzeitschriften würde dies wahrscheinlich die Kapazität der Datenbank sprengen. An erster Stelle dieser Rangreihe befindet sich die Zeitschrift *Annual Review of Psychology* mit einem Impactfactor von 16, 8833 und 5 Jahresimpactfactor 23,274. Den letzten Platz belegt die Zeitschrift *Travail Humain* mit einem Impactfactor 0,143

²⁹ Peer reviewing ist ein Begutachtungsverfahren, das die Einhaltung professioneller Qualität gewährleisten soll und das Ausmaß des Impacts, also der positiven Reaktion und der Stärke der Rezeption eines Artikels abschätzen soll (Jakobs, 1999, S. 57).

³⁰ <http://www.elsevier.com/wps/find/reviewershome.reviewers> (Zugriff am 12.11.2012)

³¹ Der Impactfactor einer Fachzeitschrift ergibt sich durch die Anzahl der Zitationen der dort erschienenen Artikeln in anderen Zeitschriften (Jakobs, 1999, S: 252).

³² <http://www.journals.elsevier.com/intelligence> (Zugriff am 26.März 2012)

³³ <http://www.journals.elsevier.com/personality-and-individual-differences> (Zugriff am 26.März 2012)

³⁴ <http://adminapps.webofknowledge.com/JCR/JCR?PointOfEntry=Home&SID=V293d@Ghp14FgCnHb8b> (Zugriff am 9. 11. 2012)

und 5 Jahresimpaktfaktor 0,300. Die Zeitschrift Intelligence würde in diesem Vergleich der Journale den achtzehnten Rang einnehmen und die Zeitschrift Personality and Individual Differences den Rang dreiundvierzig.

Journal Summary List

Journals from:

Sorted by:

Journals 1 - 20 (of 75)

Ranking is based on your journal and sort selections.

Mark	Rank	Abbreviated Journal Title (linked to journal information)	ISSN	JCR Data (J)						Eigenfactor® Metrics (J)	
				Total Cites	Impact Factor	5-Year Impact Factor	Immediacy Index	Articles	Cited Half-life	Eigenfactor® Score	Article Influence® Score
Γ	1	ANNU REV PSYCHOL	0066-4308	9464	16.833	23.274	3.348	23	9.2	0.02575	11.324
Γ	2	PSYCHOL BULL	0033-2909	28331	14.487	18.100	1.683	41	>10.0	0.02969	8.095
Γ	3	ANNU REV CLIN PSYCH	1548-5943	1573	9.111	11.387	1.200	20	4.5	0.00830	4.815
Γ	4	PSYCHOL REV	0033-296X	19783	7.786	11.010	1.929	28	>10.0	0.02203	5.945
Γ	5	PSYCHOTHER PSYCHOSOM	0033-3190	2663	6.284	5.092	1.179	28	7.2	0.00570	1.501
Γ	6	PSYCHOL MED	0033-2917	15297	6.159	6.132	0.847	235	8.8	0.03387	2.178
Γ	7	SOC COGN AFFECT NEUR	1749-5016	1374	6.132	6.675	1.042	71	2.2	0.00991	2.758
Γ	8	J CHILD PSYCHOL PSYC	0021-9630	12042	4.281	6.104	1.306	121	8.4	0.02755	2.300
Γ	9	COGNITIVE PSYCHOL	0010-0285	5360	4.273	5.061	0.235	17	>10.0	0.00601	2.850
Γ	10	DEPRESS ANXIETY	1091-4269	3487	4.184	3.921	0.555	119	4.4	0.01205	1.289
Γ	11	PSYCHOSOM MED	0033-3174	10526	3.968	4.776	0.657	102	8.5	0.01979	1.668
Γ	12	HEALTH PSYCHOL	0278-6133	7286	3.873	4.796	0.430	93	9.0	0.01561	1.792
Γ	13	NEUROPSYCHOLOGY	0894-4105	4115	3.816	4.063	0.740	77	7.5	0.01023	1.457
Γ	14	NEUROBIOL LEARN MEM	1074-7427	4126	3.419	3.697	0.543	129	5.3	0.01396	1.289
Γ	15	PSYCH-ONCOLOGY	1057-9249	5161	3.339	3.992	0.500	156	5.9	0.01423	1.176
Γ	16	PSYCHOPHYSIOLOGY	0048-5772	9123	3.290	4.049	0.654	185	>10.0	0.01369	1.357
Γ	17	BIOLOG PSYCHOL	0301-0511	4723	3.225	4.085	0.569	137	5.7	0.01513	1.405
Γ	18	J EXP PSYCHOL HUMAN	0096-1523	10323	3.061	3.759	0.408	152	>10.0	0.01616	1.519
Γ	19	DEV PSYCHOBIOL	0012-1630	3216	2.977	2.814	0.973	74	9.2	0.00599	0.930
Γ	20	INT J EAT DISORDER	0276-3479	6164	2.947	3.247	0.406	106	9.2	0.01020	1.027

Abbildung 5:
Zeitschriftenrangliste im Journal Citation Report

Mit einem Impactfaktor um drei ist vor allem das Journal Intelligence relativ weit vorne. Die für diese Studie untersuchten Artikel sind also auch in anerkannten Fachzeitschriften erschienen. Es ist möglich zu sagen, dass die untersuchten Artikel wissenschaftliche Fachartikeln sind, weil sie den formellen Gestaltungsrichtlinien für Artikel entsprechen, und in Fachzeitschriften erschienen sind. Besonders das Journal Intelligence scheint gar keinen so geringen Impact zu haben.

5.1.2 Auswahl des Diskursabschnitts

Eine weitere wichtige Entscheidung vor der eigentlichen Analyse war es, einen Abschnitt des Diskurses abzugrenzen, der dann weiter untersucht werden sollte. Der Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz umfasst einen Zeitraum von über hundert Jahren. Die Untersuchung des Gesamtdiskurses ist deshalb unmöglich. Daher war es notwendig, einen Abschnitt des Dis-

kurses sozusagen abzustecken, um dann dessen Struktur aufzubereiten und im Anschluss daran Texte daraus einer Feinanalyse zu unterziehen.

Als eine Möglichkeit dazu hätte es sich angeboten, sämtliche Ereignisse festzustellen, die für den Diskurs wichtig sind, um daraus dann ein diskursives Ereignis auszuwählen (Jäger, 2009, S. 162). Diskursive Ereignisse sind Ereignisse, die von den Medien stark aufbereitet werden (Jäger, 2009, S. 162). Beispiele für diskursive Ereignisse im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz sind die Debatten in den Medien und der Fachwelt zum Artikel von Jensen (vgl. Kapitel 2.1) oder des Buchs *The Bell Curve* (vgl. Kapitel 2.1). Die Debatte um den Artikel von Jensen fand in den 1970er Jahren statt und die *Bell Curve* Debatte in den 1990ern. Neben dem Aspekt, dass eine adäquate Untersuchung dieser diskursiven Ereignisse eine Genrevermischung mit sich gebracht hätte, war auch der Wunsch, Texte mit einer gewissen Aktualität auszuwählen, ausschlaggebend dafür, keines dieser diskursiven Ereignisse zu untersuchen. Aktuellere Texte sollten es ermöglichen Aussagen zu treffen, die noch für die heutige Zeit gültig sind.

Die Entscheidung, nur psychologische Fachartikel zu untersuchen, schränkte die Möglichkeiten bei der Untersuchung diskursiver Ereignisse ein. In allen hier erwähnten diskursiven Ereignissen erfolgte eine Genrevermischung. Im Interview von Rindermann vermischte sich beispielsweise das Genre Interview mit dem Genre Stellungnahme. Die Abgrenzung eines Diskursabschnitts ist aber nichts anderes, als eine Menge von Texten herauszufiltern, die in einem bestimmten Bezug zueinander stehen. Ihr gemeinsamer Bezug ist das jeweilige diskursive Ereignis. Diskurs kann bis zu einem gewissen Grad auch als eine Menge von Texten verstanden werden, die über ein Thema in einem inhaltlichen Bezug zueinanderstehen. Ein Diskursabschnitt ist ein Teil dieser Textmenge. Eine Menge von Texten zu einem bestimmten Thema zu finden und einzugrenzen, beschreibt nichts anderes als die Herausforderung einer Literaturrecherche. Eine der einfachsten Möglichkeiten, Literatur zu einem Thema zu finden, ist es, das Literaturverzeichnis von Studien zu einem Thema heranzuziehen. Die Frage war zu diesem Zeitpunkt, welches Literaturverzeichnis den Diskurs am besten repräsentiert. Zunächst war es aber notwendig, einen Auswahlzeitraum festzulegen. Die Wahl fiel schließlich auf den Zeitraum von 2001 bis 2012. Auf der Suche nach dem repräsentativsten Literaturverzeichnis schien ein Kompromiss die beste Lösung, nämlich jeweils einen Artikel heranzuziehen, der in Richtung einer Erbllichkeit von Intelligenz argumentierte, und einen, der dagegen argumentierte. Die Wahl eines befürwortenden Artikel fiel auf die Studie von Jensen, A. R. (2011). *The theory of intelligence and its measurement*. *Intelligence*, 39, 171-177. Als ein kritischer Artikel schien die Überblicksarbeit von Wicherts, J. M., Dolan, C. V. & van der Maas, H. L. J (2010). *A systematic literature review of the average IQ of sub-saharan african*. *Intelligence*, 38, 1-20 geeignet. Die letztgenannte Arbeit hatte aber ein vergleichsweise großes Literaturverzeichnis. Daher wurde ergänzend noch ein Artikel von Lynn,

R. (2010). In Italy, north-south differences in IQ predict differences in income, education, infant mortality stature and literacy. *Intelligence*, 38, 93-100 herangezogen.

Ausgewählt werden sollten vor allem Studien, die einer Erbllichkeit von Intelligenz zustimmten, weil die BefürworterInnen einer Erbllichkeit von Intelligenz methodisch und theoretisch einheitlicher als die KritikerInnen solcher Positionen sind, was wahrscheinlich ebenfalls konsistentere Aussagen über den untersuchten Diskurs erlaubt.

5.2 Strukturanalyse und Textauswahl

Zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung ist die Strukturanalyse ein vorbereitender Schritt, weil sie die Basis für die Auswahl der Texte zur Feinanalyse ist (Jäger, 2009, S. 193). Eine Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung ist damit nicht möglich, weil hier vor allem die im Diskurs verwobenen Diskursstränge herausgearbeitet werden. Dazu sind folgende zwei Schritte notwendig: Aufbereitung des Materialcorpus und die Erstellung des Dossiers (Jäger, 2009, S. 191-192).

5.2.1 Aufbereitung des Materialcorpus und Erstellung des Dossiers

Die Aufbereitung des Materialcorpus meint die Sammlung und systematische Aufbereitung der für den Diskursabschnitt relevanten Aspekte (Jäger, 2009, S. 191). Dabei sollen auf Karteikarten oder in einer Datenbank die bibliografischen Daten (Autor, Textsorte usw.), Themen und Unterthemen festgehalten werden (Jäger, 2009, S. 191). Im Prinzip ist dies eine Zuordnung und Katalogisierung der zum untersuchten Diskursabschnitt gehörenden Texte.

Zu Beginn wurden Texte aus den Literaturverzeichnissen der vorher erwähnten Studien ausgeschieden, die vor dem Jahr 2001 erschienen sind. Bücher und Beiträge in Herausgeberwerken fanden ebenfalls keine Aufnahme in den Materialcorpus. Danach wurden die Abstracts der ausgewählten Texte durchgearbeitet, um festzustellen, ob diese Texte einer Erbllichkeit von Intelligenz zustimmten. Die Identifizierung der in den Texten vorkommenden Themen erfolgte anhand der Abstracts. Es erwies sich als schwierig, zwischen Thema und Variable zu unterscheiden. Ein Thema ist bei Jäger (2009, S. 59), wovon in einer Aussage die Rede ist. Wenn Thema das ist, wovon die Rede ist, aber in der Studie zum Beispiel von der Variable³⁵ Intelligenz die Rede ist, ist es schwer zu sagen, dass hier nicht Intelligenz das Thema ist. Eine exakte Trennung von Thema und Variable erschien daher nicht möglich. Daher erfolgte die Entscheidung, die selektierten Texte anhand der Variablen, die darin vorkommen, zu strukturieren. Aufgrund der Stellung der Variablen in der quantitativen Psycho-

³⁵ Variablen sind laut Bortz und Döring (2002, S. 6): „(...) ein Symbol für die Menge der Ausprägung eines Merkmals.“

logie ist dieses Vorgehen durchaus vertretbar.³⁶ Die Entscheidung, statt der thematischen Struktur die Variablenstruktur herauszuarbeiten, erfordert ein umfassenderes Verständnis des Begriffs Diskursstrang. Die in den Texten vorkommenden Themen, Theorien, Variablen usw. drehen sich wie bei einer Schnur zu einem Diskursstrang zusammen und sind über ihre Variablen am sichtbarsten.

Die in den Abstracts vorkommenden Themen, Theorien und Variablen wurden auf Karteikarten notiert. Ebenfalls auf die Karteikarten kamen die bibliografischen Daten (Autor, Erscheinungsjahr, Titel, Zeitschrift, Ausgabe) und die Textart. Dies ergab einen Textcorpus von einundfünfzig Studien. Ein Problem, das mit der Herausarbeitung der Variablenstruktur der Texte entstand, war, dass viele Variablen sehr ähnlich waren. Aufgrund der Vielzahl und Ähnlichkeit von Variablen wurden diese zu sogenannten Themenblöcken zusammengefasst. Ein aus den vorkommenden Variablen zu erstellendes Dossier wäre zu umfangreich und redundant geworden. Ein Textcorpus, der etwa regionale IQs und nationale IQs enthalten hätte, ist - bezogen auf die Fragen nach den im Text vorkommenden Themen - nicht informativer.

³⁶ Variablen sollen menschliches Erleben und Verhalten in Zahlen ausdrücken. Diese Quantifizierung ist für die Psychologie von großer Bedeutung. Einen guten Eindruck, dass diese Quantifizierung für PsychologInnen einen hohen Stellenwert hat, gibt folgendes Zitat aus dem Standardlehrbuch Psychologie von Philip G. Zimbardo und Richard J. Gerrig. Dazu steht bei Zimbardo und Gerrig (1999, S. 19): „Nicht von allen, wohl aber von der Mehrheit der Forscher, wird die Forderung geteilt, daß sich die psychologische Forschung um die möglichst weitgehende Quantifizierung und Messung des menschlichen Handelns und Verhaltens bemühen sollte (...).“ Nur nebenbei bemerkt ist es beachtlich, dass diese Quantifizierung eine Forderung ist. Dabei stellt sich die Frage, wer diese Forderung stellt. Die Autoren? Oder die Mehrheit, die dieser Meinung ist? Das klingt ziemlich kämpferisch. Dass PsychologInnen die Tendenz haben, die Wissenschaftlichkeit ihres Faches mit der Quantifizierung von Merkmalen gleichzusetzen, ist eventuell die Ursache davon. Quantifizieren sie nicht mehr, sind sie aus ihrem Verständnis keine PsychologInnen mehr.

Tabelle 1:

Zusammengefasste Themenblöcke und Beispiele

Themenblock	Beispiele
Evolutionär biologische Kennzahlen	Hautfarbe, Rasse, Temperatur, Fruchtbarkeit, Gehirngröße
Intelligenzmaße	nationale IQs, Kindheitsintelligenzquotienten, regionale IQs
Gesundheitsdaten	Geburtsgewicht, Kindersterblichkeit, Wohlbefinden
ökonomische Kennzahlen	ökonomische Entwicklung, Human development index, technologischer Fortschritt
Bildung	Jahre der Beschulung, Lese-, Schreibfähigkeit
Werte	Demokratie, politische Freiheit
Kriminalität	Mord, Vergewaltigung

Mit der Bildung der Themenblöcke (Diskursstränge) war bereits der erste Teil vollzogen, was bei Jäger (2009, S. 192) die Erstellung des Dossiers genannt wird. Bei Jäger (2009, S. 192) dient ein Dossier zur Erfassung der qualitativen und der quantitativen Bandbreite eines Diskurses. Bei der qualitativen Bandbreite handelt es sich um eine Auflistung sämtlicher Themen, Unterthemen, Merkmale, Theorien und Fähigkeiten, die im Diskurs vorkommen (Jäger, 2009, S. 192). Doppelt oder mehrfach vorkommende Themen, Theorien usw. kamen nur einmal auf die Liste. Die qualitative Bandbreite des untersuchten Diskursabschnitts ist nichts anderes als die oben abgebildete Tabelle. Die quantitative Bandbreite ist eine Auflistung, wie oft ein Thema, Unterthema usw. in einem Diskurs vorkommt (Jäger, 2009, S. 192). Dazu wurden die zu den ausgewählten Studien erstellten Karteikarten herangezogen. Die darin vorkommenden Variablen wurden einem Themenblock zugeordnet und das Vorkommen auf einer Liste vermerkt. Die folgende Tabelle bildet die quantitative Bandbreite des Diskurses ab.

Tabelle 2:
Quantitative Bandbreite des Textcorpus

Themenblock	Vorkommen
Evolutionär biologische Kennzahlen	78
Intelligenzmaße	48
Gesundheitsdaten	28
ökonomische Kennzahlen	26
Bildung	19
Werte	9
Kriminalität	6

Der starke Bezug zu evolutionär biologischen Kennzahlen ist deswegen bemerkenswert, weil die durchgearbeiteten Zeitschriften psychologische Fachzeitschriften sind. Die Bezüge zur Biologie kommen nicht daher, weil hier etwa biologische Aspekte des menschlichen Gehirns das Thema sind. Das Thema ist beispielsweise mehr die als biologisch verstandene Variable Hautfarbe. Ich möchte an dieser Stelle nur kurz darauf hinweisen, dass eine Anlehnung an die Biologie in rassistischen Diskursen nicht unüblich ist. Auf diesen Aspekt wird dann später in der Feinanalyse noch näher eingegangen.

Die evolutionär biologischen Kennzahlen können dem Fach Biologie, Intelligenzmaße der Psychologie, Gesundheitsdaten der Medizin, ökonomische Kennzahlen den Wirtschaftswissenschaften zugeordnet werden. Alle diese können der Diskursebene Wissen und Können zugeordnet werden. Ebenfalls dem Diskursstrang Wissen und Können konnte der Themenblock Bildung zugeordnet sein, wobei die Wirtschaftswissenschaften Verbindungen zur Ökonomie haben. Der Bereich Werte könnte durchaus aus der Diskursebene Sinn und Wert stammen und der Diskursstrang Kriminalität aus dem Bereich Macht und Recht.

5.2.2 Textauswahl zur Feinanalyse

Die Feinanalyse ist der zweite Großabschnitt der KDA und baut sehr stark auf der Strukturanalyse auf. Ein Zeichen dafür ist, dass die Auswahl der Texte für die Feinanalyse hier danach vorgenommen wird, wie sehr ein Text die extrahierten Themenbereiche der Strukturanalyse repräsentiert. Es sollen Texte ausgewählt werden, die für den untersuchten Diskursabschnitt besonders typisch sind. Als besonders typisch gilt ein Text in der KDA, wenn relevante Diskursfragmente (Themen, Unterthemen) gemeinsam oder sehr häufig vorkommen (Jäger, 2009, S. 193). Besonders typisch für den im Rahmen dieser Diplomarbeit untersuchten Diskursabschnitt ist ein Text, wenn darin viele Themen, die in der Strukturanalyse aufgearbeitet wurden, vorkommen. Dieses Kriterium zur Textauswahl erschien zunächst unprob-

lematisch, und ich wendete es daher auch an. Im Zuge der Analyse des ersten mit diesen Vorgaben ausgewählten Textes ergaben sich Probleme, die zur weiteren Textauswahl eine andere Vorgehensweise notwendig machte. Bevor ich diese Probleme genauer ausführe, möchte ich zuerst auf den ersten Durchgang zur Textauswahl näher eingehen.

Im Zuge der Strukturanalyse fertigte ich für jede in den Textcorpus aufgenommene Studie eine Karteikarte mit den wichtigsten bibliografischen Daten an. Um festzustellen, welche Texte besonders typisch für den jeweiligen Diskursabschnitt sind, ermittelte ich die darin vorkommenden Themenblöcke und notierte sie auf den Karteikarten der jeweiligen Texte. Die Texte mit den meisten Themenblöcken stehen in folgender Tabelle.

Tabelle 3:
Besonders typische Texte des untersuchten Diskursstrangs:

Autoren	Titel	Themen	Anzahl der Themen
Rushton und Temp-ler	National differences in intelligence, crime, income and skin color.	Ökonomische Kennzahlen, evolutionär biologische Kennzahlen, Gesundheitsdaten, Kriminalität und Intelligenzmaße	5
Woodley	Inbreeding depression and IQ in a study of 72 countries.	Evolutionär biologische Kennzahlen, Bildung, Werte, ökonomische Kennzahlen und Intelligenzmaße	5
Whetzel und Mc Daniel	Predication of national wealth	Werte, Bildung, ökonomische Kennzahlen und Intelligenzmaße	4
Reeve	Expanding the nexus: Further evidence regarding the relation among national IQ, religiosity and national health outcome	Gesundheitsdaten, Werte, evolutionär biologische Kennzahlen, Intelligenzmaße	4
Kanazawa	Intelligence and physical attractiveness	Werte, evolutionär biologische Kennzahlen, Gesundheitsdaten und Intelligenzmaße	4
Barber	Educational and ecological correlates of IQ: A cross-national investigation	Gesundheitsdaten, ökonomische Kennzahlen, Bildung und Intelligenzmaße	4
Gelade	IQ, cultural values, and the technological achievement of nations	Intelligenzmaße, Bildung, Werte, ökonomische Kennzahlen	4

Lynn	In Italy, north-south differences in IQ predict differences in income, education, infant mortality, stature, and literacy.	Bildung, Intelligenz, evolutionär biologische Kennzahlen und Gesundheitsdaten	4
Templer	Correlational and factor analytic support for Rushtons differential K-life history theory.	Evolutionär biologische Kennzahlen, Gesundheitsdaten, Intelligenzmaße, ökonomische Kennzahlen	4

Die Studien mit den meisten Themenblöcken sind mit jeweils fünf Themenblöcken die von Woodley und Rushton und Templer. Als Erstes analysierte ich den Text von Rushton und Templer. Es wäre auch möglich gewesen, die Studie von Woodley als Erstes zu untersuchen. Wichtiger zu diesem Zeitpunkt war aber, dass beide Studien untersucht werden. Die genaue Reihenfolge war weniger wichtig.

Im Zuge der Feinanalyse stellte sich heraus, dass bestimmte Texte zum untersuchten Text in einem engeren Bezug sind, als im Rahmen der Strukturanalyse hätte hervorgehen können. Dieser enge Bezug zeigte sich durch mehrmalige Zitierung derselben Bücher, Studien und Kommentare im untersuchten Text. In der hier eingearbeiteten Methodenliteratur zur Diskursanalyse spielen Zitate keine besonders große Rolle, weil die KDA und DHM nicht für wissenschaftliche Studien entwickelt wurden. Zitate sind in wissenschaftlichen Studien wesentlich, weil sie beispielsweise als Teil von Argumenten wichtige Elemente wissenschaftlicher Texte sind. Zitate dienen auch als Verweise auf wichtige Studien und Theorien, die auch aus Platzgründen nicht detailliert angeführt werden. Als Verweise auf andere Studien und Theorien sind sie ein Zeichen dafür, dass Studien in einem starken Maß in einem Beziehungsgeflecht von Texten stehen. Daher war es notwendig bei der weiteren Textauswahl einen Weg zu finden, der die Häufigkeit von Zitierungen nicht ignoriert.

Ein weiteres Problem bei der Erstellung des ersten Textcorpus war die Frage, welcher Text als Dritter untersucht werden soll. Als zweiter Text wäre die Studie von Woodley an der Reihe gewesen, weil darin fünf Themenblöcke vorkommen. Welcher Text als Dritter an der Reihe gewesen wäre, war unklar, weil insgesamt sieben Studien vier Themenblöcke beinhalten. Als Möglichkeit hätte sich eine Art Losentscheid angeboten. Eine weitere Möglichkeit wäre gewesen einen Text auszuwählen, der die wichtigsten Themen behandelt. Diese hätte sich angeboten, weil die angesprochenen Themen in den Texten nicht ident sind. Das hätte die Notwendigkeit mit sich gebracht zu bestimmen, welche Themen am wichtigsten sind. Wie auch immer ich das bewerkstelligt hätte, wäre das Problem geblieben, dass dies zu einer Textauswahl geführt hätte, die das in der Feinanalyse stärker hervortretende Beziehungsgeflecht zwischen bestimmten Texten im Diskursabschnitt ignoriert hätte. Zu diesen Problemen

kam noch mein wachsender persönlicher Eindruck, dass das Auswahlkriterium besonders typischer Texte ungenau ist. Daher erstellte ich einen zweiten Textcorpus.

In der Fachliteratur ist die Auswahl des Untersuchungsmaterials unter den Begriff Sampling zusammengefasst. Beim Sampling handelt es sich um die Auswahl von Fällen, Personen, Gruppen usw., die für ein bestimmtes Problem relevant sind, das man untersuchen will (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009, S. 174). Im Fall von Interviews wären dies Personen, deren Befragung einen Beitrag zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung hätte geben können. In dieser Diplomarbeit handelt es sich beim Sampling um die Texte, mit denen es möglich ist, die forschungsleitende Fragestellung zu beantworten. Das hier angewandte Prozedere zur Textauswahl ist eine Kombination aus dem Sampling nach vorher festgelegten Kriterien und dem Theoretical Sampling. Die vorher festgelegten Kriterien können beispielsweise demografische Kriterien der untersuchten Personengruppe sein (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009, S. 178-180). Im vorliegenden Fall sind diese vorab festgelegten Kriterien, die zur Auswahl eines besonders typischen Textes des Diskurses geführt haben, also die Feststellung, welcher Text besonders viele Themenblöcke beinhaltet. Beim Theoretical Sampling erfolgt die Auswahl des ersten Falls anhand einer offenen Fragestellung, gefolgt von einer Interpretation, Hypothesenbildung und erneuter Fallauswahl unter Berücksichtigung der Information, die bei der Untersuchung des ersten Falls aufgekommen ist, und sich für die Beantwortung der Fragestellung als wichtig erwiesen hat (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009, S. 177). Die weitere Textauswahl wies Charakteristiken eines Theoretical Samplings auf, weil diese auch anhand von Informationen erfolgte, welche die Untersuchung des ersten Textes mit sich brachte. Die wichtigste Information dabei war, dass Texte, die mehrmals zur Stützung der im Ursprungstext vertretenen Position zitiert wurden, zum Ausgangstext in einem engeren Bezug stehen als Texte mit derselben Anzahl von Themen. Daher wurden Texte ausgewählt, die in einem solchen gekennzeichneten engen Bezug zum ersten Text stehen.

Als Ausgangspunkt zur Bildung eines Samples diente das Literaturverzeichnis der Studie von Rushton und Timpler. Wiederum wurden Studien gegenüber Büchern oder Kommentaren bevorzugt. Diese Studien mussten mindestens zweimal zur Stützung der Position der Autoren zitiert werden. Ebenfalls schieden vor dem Jahr 2001 publizierte Studien aus. Eine Einschränkung des Zeitraums war notwendig, weil der älteste zitierte Text aus dem Jahr 1969 stammt. Texte aus einem Zeitraum von über dreißig Jahren zu untersuchen, hätte es notwendig gemacht, die damals vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse und gültigen wissenschaftlichen Paradigmen zu kennen und darauf einzugehen. Ein solches Vorgehen hätte aber den Rahmen dieser Diplomarbeit gesprengt. Der einzig gangbare Weg war daher eine Beschränkung des Untersuchungszeitraums. Am Ende schieden noch Studien aus, die nur zweimal zitiert wurden, weil der Bezug zum Ausgangstext nicht so stark erschien

wie bei den Studien, die vier- bzw. fünfmal zitiert wurden. Diese Kriterien ergaben insgesamt drei Auswahlsschritte. Nachfolgend sind die Texte nach den jeweiligen Schritten angeführt.

Tabelle 4:

Textcorpus nach dem ersten Schritt

AutorInnen	Titel	Genre	Bezug	Anzahl Ziti- rungen
Gelade, G. A. (2008).	The geography of IQ.	Studie	Stützung	2
Kanazawa, S. (2008).	Temperature and evolutionary novelty as forces behind the evolution of general intelligence.	Studie	Stützung	2
Rushton, J. P. (1995).	Race and crime: International data for 1989–1990.	Studie	Stützung	2
Templer, D. I. (2008).	Correlational and factor analytic support for Rushton's differential K life-history theory.	Studie	Stützung	4
Templer, D. I., & Arikawa, H. (2006).	Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.	Studie	Stützung	5

Bücher, positive und negative Kommentare und kritische Studien stehen nicht in dieser Tabelle. Die Aussonderung von Texten, die vor dem Jahr 2001 publiziert wurden, führte zu folgendem Textcorpus.

Tabelle 5:

Textauswahl nach dem zweiten Schritt

AutorInnen	Titel	Genre	Bezug	Anzahl Zitierungen
Barnett, S. M., & Williams, W. (2004).	National intelligence and the Emperor's new clothes.	Studie	Kritik	2
Gelade, G. A. (2008).	The geography of IQ.	Studie	Stützung	2
Kanazawa, S. (2008).	Temperature and evolutionary novelty as forces behind the evolution of general intelligence.	Studie	Stützung	2
Templer, D. I. (2008).	Correlational and factor analytic support for Rushton's differential K life-history theory.	Studie	Stützung	4
Templer, D. I., & Arikawa, H. (2006).	Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.	Studie	Stützung	5

Die Studie von Rushton mit dem Titel: Race and crime: International data for 1989–1990 schied aus, weil sie im Jahr 1995 publiziert wurde. Die Aussonderung von Studien, die nur zweimal zitiert wurden, führte zu folgender Endauswahl.

Tabelle 6:

Textcorpus nach Schritt 3:

AutorInnen	Titel	Genre	Bezug	Anzahl Zitierungen
Templer, D. I. (2008).	Correlational and factor analytic support for Rush-ton's differential K life-history theory.	Studie	Stützung	4
Templer, D. I., & Arikawa, H. (2006).	Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.	Studie	Stützung	5

Das Ergebnis der Textauswahl ist eine Kombination eines Samplings nach vorher festgelegten Kriterien und eines Theoretical Samplings. Es wurde zunächst Texte ermittelt, die sozusagen die thematische Struktur am besten repräsentieren. Einer dieser besonders typischen Texte wurde einer Feinanalyse unterzogen. Diese Untersuchung brachte das Problem mit sich, dass in dem so gebildeten Textcorpus die weitere Textauswahl offen blieb, und besonders häufig zitierte Studien, und den so gekennzeichneten engen Bezug zur Ausgangsstudie, ignorierte. Daher musste ein neuer Textcorpus bzw. ein neues Sampling erstellt werden. Dies wurde anhand einer Kombination aus Kriterien, die in der Strukturanalyse verwendet wurden, und von Information, die bei der Untersuchung des ersten Textes aufkamen, vorgenommen. Die daraus ausgewählten Studien wurden nach dem Jahr 2001 publiziert, und am häufigsten zur Stützung der Positionen im Text zitiert. Aufgrund dieser Vorgehensweise sind Texte untersucht worden, die in einem engeren intertextuellen Bezug stehen, als dies durch das Auswahlkriterium von besonders typischen Texten möglich gewesen wäre. Dies kam unter anderem daher, dass beim ersten Textcorpus die Studien von der Anzahl der darin vorkommenden Themen gleich doch, allerdings nicht von den darin enthaltenen Themen an sich. Die Texte dieser ersten Auswahl waren von der Anzahl der Themen gleich, nicht aber von den darin behandelten Themen.

5.3 Transkription

Ein wichtiger Schritt zwischen der Struktur- und Feinanalyse war die Transkription der Texte. In der Qualitativen Forschung sind Transkripte in der Regel eine Verschriftlichung gesprochener Sprache und lautlicher Phänomene³⁷ von Interviews oder Gruppendiskussionen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009, S. 164-172). Als Hilfe zur Aufbereitung der Textoberfläche empfiehlt Jäger (2009, S. 178) die Anfertigung einer Zeilennummerierung bei den Ausdrucken der jeweils untersuchten Texte. Eine Durchnummerierung von Ausdrucken der Texte schien daher ausreichend. Im Fortlauf der Untersuchung erwies sich diese Vorgehensweise als immer unpraktischer, weil etwa durch eine wachsende Anzahl von Vermerken und Markierungen die Arbeit mit den Textausdrucken zunehmend unübersichtlicher wurde. Deshalb erstellte ich schließlich für jede Studie eine Abschrift des Kerntexts mit Zeilennummerierungen (vgl. Appendix: B-D). Es wurden deshalb nur die Kerntexte transkribiert, weil die Abstracts als Inhaltsangabe der Studien keine zusätzliche Information enthielten und ich zur Interpretation mittels diskursanalytischer Methoden der darin enthaltenen Tabellen keine brauchbaren Hinweise aus der Literatur entnehmen konnte (vgl. Jäger, 2009; Wodak & Reisigl, 2001). Daher fanden auch diese keine Aufnahme in die Transkripte. Der Vollständigkeit halber stehen die Tabellenverzeichnisse der Studien im Anhang (vgl. Appendix E). Grafiken befinden sich in den Studien keine.

5.4 Feinanalyse

Ein Ziel der Feinanalyse ist die Herausarbeitung von Elementen des Diskurses und die Klärung der Beziehungen dieser Elemente zueinander. Auf die forschungsleitende Fragestellung bezogen geht es darum zu klären, wie Elemente eines rassistischen Diskurses mit Elementen eines wissenschaftlichen Diskurses aufeinander bezogen sind. Das betrifft die Frage, wie eben diese rassistischen Denkmuster in die untersuchten Texte eingebunden sind. Auf welchen Elementen des gewählten Diskursabschnitts der Fokus bei der Untersuchung der im Rahmen der Strukturanalyse ausgewählten Texte³⁸ liegen sollte, musste vorab geklärt werden. Bevor nun auf diesen Schritt der Untersuchung näher eingegangen werden kann, ist

³⁷ Unter lautliche Phänomene verstehen Przyborski und Wohlrab-Sahr (2009, S. 178) beispielsweise Lachen, Zögern usw.

³⁸ Eingang in die Analyse fand eine Studie von: Rushton, J. Philippe und Templer, Donald I aus dem Jahr 2009 mit dem Titel: National differences in intelligence, crime, income, and skin color, die Studie von Donald I. Templer mit dem Titel: Correlational and factor analytic support for Rushton's differential K life history theory und eine Studie von Donald I. Templer und Hiroko Arikawa aus dem Jahr 2006 mit dem Titel Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.

es notwendig und wahrscheinlich auch besser nachvollziehbar, einige wichtige Vorbereitungsschritte anzuführen. Diese Vorbereitungsschritte gehören bei Jäger (2009, S. 175) zur Untersuchung der Textoberfläche. Erst danach konnten im Rahmen der Untersuchung der sprachlich rhetorischen Mittel die Teile des Diskurses identifiziert werden, die zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung sinnvoll erschienen, und deren Beziehungsgeflecht zu den weiteren Elementen des Diskurses identifiziert werden. Als weiteren Analyseschritt ist bei Jäger (2009, S. 175) die Interpretation und die Untersuchung des institutionellen Rahmens vorgeschlagen.³⁹ Auf eine Untersuchung des institutionellen Rahmens wurde verzichtet, weil sich die Frage stellte, ob nicht dazu eine eigene Untersuchung erforderlich wäre, weil es sich dabei um einen sehr komplexen Aspekt handelt, der meiner Meinung nach nicht nebenbei bearbeitbar ist. Auf ein gesondertes Kapitel zur Interpretation verzichtete ich ebenfalls, weil die Interpretation mit der Erklärung der Schritte gekoppelt wurde. Dies geschah deswegen, um LeserInnen ein Vor- und Zurückblättern zwischen Erklärungs- und Auswertungsteil zu ersparen.

5.4.1 Aufbereitung der Textoberfläche

Die konkrete Untersuchung der Texte beginnt bei Jäger (2009, S. 178) mit der Aufbereitung der Textoberfläche und umfasst folgende Schritte: die Nummerierung der Zeilen (5, 10, 15), die Markierung der Absätze, die Erstellung einer Inhaltsangabe, die Herausarbeitung von Themen und Unterthemen und die Erstellung eines Grafiken- und Abbildungsverzeichnisses. Zuungunsten einer Zeilennummerierung erfolgte eine Transkription der Texte (vgl. Appendix B-D) und die Absätze wurden anhand einer Leerzeile deutlich kenntlich gemacht. Ein Grafiken- und Abbildungsverzeichnis konnte nicht erstellt werden, weil die untersuchten Studien keine Grafiken und Abbildungen enthielten, sehr wohl aber Tabellen. Daher ist ein Tabellenverzeichnis ebenfalls im Anhang angeführt (vgl. Appendix E). Inhaltsangaben mussten deshalb nicht geschrieben werden, weil diese bei allen drei Studien bereits in Form eines Abstracts existieren (vgl. Appendix F).

5.4.1.1 Gliederung in Sinneinheiten

Bei der Aufarbeitung der Sinneinheiten handelt es sich um ein genaueres Inhaltsverzeichnis mit Zielen und Zwischenzielen des Textes (Jäger, 2009, S. 178). Zur Herausarbeitung der Themen und Unterthemen bzw. der Herausarbeitung von Sinneinheiten (vgl. Jäger 2009, S.

³⁹ Jäger (2009, S. 173) versteht diese Analyseschritte mehr als Vorschlag, als eine Werkzeugkiste aus der man die notwendigen Instrumente wählen kann. Auch wurden dieser Werkzeugkiste Elemente der DHM zugefügt, wo es notwendig und sinnvoll war.

352) schienen die Kapitelüberschriften zunächst ein gutes Hilfsmittel zu sein, weil die jeweiligen Kapitelüberschriften einen Überblick über die Inhalte hätten geben können. Eine Einstiegshilfe bei der Aufarbeitung der Sinneinheiten waren die Kapitelüberschriften nicht, weil alle untersuchten Texte aus den Teilen: Introduction, Method, Results und Discussion bestehen (vgl. Appendix A). Bei der Studie von Templer und Arikawa (2006) wurde auf den Teil Introduction vergessen. Der Text beginnt mit dem Teil Method. Bei der Studie von Rushton und Templer (2009) stehen im Kapitel Method die Unterkapitel: International crime statistics for 1993-1996, IQ scores, PPP-GNI per capita 2002, Demographic variables, Skin color. Die fast identischen Kapitelüberschriften in den untersuchten Studien können als ein Zeichen der starken Standardisierung wissenschaftlicher Texte gesehen werden. Beispielsweise hat die American Psychological Association Richtlinien zur Gestaltung psychologischer Studien herausgegeben (vgl. APA 2010, S. 25). Über den genauen inhaltlichen Aufbau der Texte sagen die Kapitelüberschriften dank dieser Standardisierung recht wenig aus und waren für die Aufarbeitung der Sinneinheiten keine Hilfe.

Eine Möglichkeit, bei diesem Schritt theoriegeleiteter vorzugehen, boten einige Aspekte der Tätigkeitstheorie von Leontjew. Die Bedeutung der Tätigkeitstheorie für die KDA liegt stärker in der Klärung der Rolle des Subjekts⁴⁰ im Diskurs (vgl. Jäger, 2009, S. 111). Das liegt an sich recht nahe, weil die Tätigkeitstheorie eine Entwicklungstheorie des menschlichen Bewusstseins ist (vgl. Leontjew, 1977). Für das hier gewählte Vorgehen der Diskursanalyse ist weniger die Entwicklung des Bewusstseins relevant, sondern der Aufbau menschlicher Tätigkeit an sich, weil es hauptsächlich darum geht, wie sprachliche Praktiken Verwendung finden oder Verwendung finden könnten.

Menschlicher Tätigkeit liegen Motive zugrunde, die objektiv und subjektiv verborgen sein können (Leontjew, 1977, S. 34). Bestandteile einzelner menschlicher Tätigkeiten sind Handlungen, die auf ein bewusstes Ziel bezogen sind (Leontjew, 1977, S. 34). Das Schreiben von Texten ist aus dieser Sicht eine Tätigkeit, weil dies meist auf ein Ziel bezogen ist, und aus vielen Handlungen mit vielen Zwischenzielen besteht. Handlungen haben einen intentionalen Aspekt (was erreicht werden soll) und einen operationalen Aspekt (wie etwas erreicht werden soll) (Leontjew, 1977, S. 36). Verfahren zum Handlungsvollzug sind Operationen (Leontjew, 1977, S. 36). Operationen sind Werkzeuge, die in Verfahren vergegenständlicht sind (Leontjew, 1977, S. 37), wobei es auch möglich ist, mit verschiedenen Operationen dieselbe Handlung zu vollziehen. In den verschiedenen Abschnitten wurde versucht, die jeweiligen

⁴⁰ Die KDA bzw. Ansätze der Diskursanalyse, die nahe an Foucault sind, stellen zur Klärung der Rolle des Subjekts kein adäquates Mittel dar. Zur Klärung dieses Aspekts verwendet Jäger die Tätigkeitstheorie (vgl. Jäger, 2009, S. 111). In dieser Arbeit findet die Tätigkeitstheorie nicht zur Untersuchung von Subjekten Verwendung, sondern ist ein Mittel zur Aufarbeitung der Textstruktur. Der Grund dafür ist, dass das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit nicht beim rassistischen Subjekt liegt.

Ziele zu identifizieren und ihnen dazugehörige Operationen zuzuordnen. Diese Ziele bzw. Zwischenziele sind hier als Sinneinheiten im Sinne der KDA zu verstehen. Zu diesen Sinneinheiten wurden die zugehörigen Zitate angeführt. Die Zitate sind in der Sprache der Tätigkeitstheorie ausgedrückt Operationen. Zitate können deshalb als Operationen gelten, weil Mittel zur Erreichung von Zielen sind. Sie dienen etwa als Beleg für Aussagen. Dazu kommt noch, dass Zitate ein wesentlicher Aspekt direkter Intertextualität sind, weil sie eben direkt auf andere Texte verweisen. Eine Auflistung der Sinneinheiten sämtlicher Studien ist im Appendix G angeführt.

5.4.1.2 Argumentationsstrategien und Strategien der Perspektivierung

Die Einteilung in Sinnabschnitte ermöglichte es, die ersten diskursiven Strategien⁴¹ zu identifizieren bzw. ihre Einbindung in die Textstruktur herauszuarbeiten. Es handelt sich dabei um Argumentationsstrategien und Strategien⁴² der Perspektivierung.

5.4.1.2.1 Argumentative Strategien

Die Untersuchung argumentativer Strategien bezieht sich auf die Argumentationsregeln, auch Topoi⁴³ genannt - also die Art und Weise, wie im jeweiligen Diskursstrang argumentiert wird. Basis der Interpretation von Argumentationsstrategien im Sinne der DHM ist die Erstellung einer Auflistung von verwendeten Schlussregeln (vgl. Reisigl & Wodak, 2001, S. 79-81). Das ist ein Verständnis von Argumentation, das Argumentation mit der klassischen Argumentationsfigur, dem Enthymemargument, gleichsetzt. Beim Enthymemargument wird aus einer umstrittenen Aussage (Prämisse) mittels einer Schlussregel (Topoi) ein nicht mehr strittiger Schlusssatz (Konklusion) gebildet (Ottmers, 2007, S. 74). Laut Ottmers (2007, S. 87) sind für wissenschaftliche Argumentation Indizienargumente charakteristisch. Bei einem Indizienargument wird von einem vorliegenden Zeichen auf das Bezeichnete geschlossen, was keine Schlussregel notwendig mache (Ottmers, 2007, S. 87). Das ist ein Schluss von der

⁴¹ Diskursive Strategien sind bei der DHM Nominationsstrategien; prädikative Strategien; Strategien der Diskursrepräsentation und der Perspektivierung und Verstärkungs- und Abschwächungsstrategien (vgl. Pollak & Wodak, 2001).

⁴² Bei Reisigl und Wodak (2001, S. 44) werden Strategien folgendermaßen definiert: „By ‚strategy‘ we generally mean a more or less accurate and more or less intentional plan of practices (including discursive practices) adopted to achieve a particular social, political, psychological or linguistic aim.“

⁴³ Topoi sind kontextabhängige Schlussregeln und Teil der Prämisse. Diese Schlussregeln verbinden eine strittige Aussage (Konklusio) mit dem Argument. Im Rahmen der DHM ist das die Art und Weise, wie die mittels prädikativen Strategien erfolgte Zuschreibung begründet wird (Reisigl & Wodak, 2001, S. 74).

Erscheinung auf die Ursache (Ottmers, 2007, S. 87). Bei der Untersuchung der Texte scheiterte die Erstellung einer Topoiliste daran, dass die identifizierten Argumente in Richtung Indizienargumente gingen. Diese Tatsache und der Hinweis von Ottmers legten den Verzicht auf eine Topoiliste nahe.

Argumentative Strategien sind hier eher Textabschnitte, in denen weitere sprachlich rhetorische Mittel eingebunden sind. Dazu kommt noch, dass nur wenige Indizienargumente identifiziert werden konnten. Das heißt zwar nicht, dass der Standpunkt der Autoren nicht mit Indizien in Form von Zitaten oder den Daten der Untersuchung untermauert wurde, es geschah aber nicht in dem Schema, das eindeutig als Indizienargument identifiziert werden konnte. Sprachlich zwar uneinheitlich wurden diese Sinneinheiten Beleg, Begründung, Erklärung usw. genannt. Diese uneinheitliche Benennung von Textteilen wurde deshalb beibehalten, weil dies eine adäquatere Art der Beschreibung erlaubt, als dies durch ein einheitliches Kategorisierungssystem möglich gewesen wäre, weil bei einer solchen Kategorisierung immer die Gefahr besteht, zu allgemein zu sein. Außerdem erschien mir die Erstellung eines Kategoriensystem mit einem gewissen Anspruch der Allgemeingültigkeit bei drei Texten nicht möglich.

Ein weiterer Aspekt, den die Aufarbeitung der Sinneinheiten mit sich brachte, waren die Strategien der Perspektivierung. Das sind die als Zitate gekennzeichneten direkten intertextuellen Bezüge. In Bezug auf ihre Inter- und Intratextualität ergaben diese Strategien der Perspektivierung doch einige wesentliche Aspekte. Auf diese wird im folgenden Teil näher eingegangen.

5.4.1.2.2 Strategien der Perspektivierung

Die den Sinneinheiten bzw. Zielen zugeordneten Zitate werden in der DHM Strategien der Perspektivierung genannt. (vgl. Pollak & Wodak, 2001, S. 76). Strategien der Perspektivierung betreffen laut Pollak und Wodak (2001, S. 76) die direkten textuellen Bezüge (gekennzeichnet durch Zitate) und die impliziten intertextuellen Bezüge (Bezüge zu anderen Texten, die nicht als solche gekennzeichnet sind). Das sind sozusagen die Sichtweisen, die in den Text eingebunden sind, um die jeweilige im Text vertretene Position zu stützen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, wie nun oftmals zitierte Texte in den Sinneinheiten eingebunden sind. Bezogen auf die Diskurstheorie ist es wichtig, auf den intratextuellen Bezug von Texten mit starkem intertextuellem Bezug (oftmalige Zitierung) näher einzugehen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Häufigkeit von Zitaten in bestimmten Sinneinheiten. Dabei ist die Frage, ob es bestimmte Aspekte im untersuchten Diskursabschnitt gibt, die verstärkt mit Zitaten belegt, argumentiert oder begründet werden. Eine Tabelle der Texte, die in den untersuchten Texten am häufigsten zitiert wurden, steht im Anhang (vgl. Appendix H).

In den Klammern stehen die Zeilennummern der betreffenden Textstellen in den Transkripten.

Das Buch von Lynn und Vanhanen (2006) wurde bei Rushton und Timpler (2009) insgesamt sechsmal zitiert. Die Studie war in die Angabe des Untersuchungsgegenstands eingebunden (2-6), diente als Beleg der Reliabilität nationaler IQs (6-10), als Quelle der IQ Daten (144-145), als Widerlegung der Kritik an der Berechnung nationaler IQs (148-155), als Quelle zum PPP-GNI⁴⁴ (157-162), als Begründung, dass IQ ein besserer Prädiktor für Lebensbedingungen sei als nationaler Wohlstand (241-255) und war Teil der Diskussion von Stärken und Schwächen der verwendeten Daten (295-296). Bei Timpler (2008) wurde dieses Buch nur zweimal zitiert. Es diente dort auch als Quellenbeleg zu den IQ Daten und war zum Teil eine Relativierung der Kritik an den verwendeten IQ Daten (123-124). Das Buch von Lynn und Vanhanen (2002) wurde bei Timpler und Arikawa viermal zitiert. Es diente als Begründung zur Verwendung des GDP (21-34), als Quelle für die IQs und GDP Daten (41-42), war eingebunden in die Begründung, weshalb 81 der 185 mittleren IQs von Ländern mit IQs ihrer Nachbarländer geschätzt wurden (47-53) und war eingebunden in die Begründung der Gültigkeit dieser Schätzungen (211-224). In allen drei Studien diente Lynn und Vanhanen sozusagen als Quellen der IQ Daten und als Garant der Gültigkeit dieser Daten.

Die Studie von Timpler und Arikawa (2006) wurde bei Rushton und Timpler (2009) fünfmal zitiert und ist in der Begründung des Zusammenhangs zwischen Hautfarbe, IQ und Temperaturen in Afrika, Europa und Asien eingebunden (32-43), dient als Quellenangabe der Daten zur Variable Hautfarbe (184-187), Begründung der Gültigkeit des vorgenommenen Ratings der überwiegenden Hautfarben verschiedener Länder⁴⁵ (184-187), in die Biologisierung der Variable Hautfarbe (256-267), in die Bestätigung und Erweiterung der Studienergebnisse (296-300). Bei Timpler (2008) wurde diese Studie achtmal zitiert. Sie war in die Begründung des Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Hautfarbe eingebunden (61-62 und 62-66), in die Erwähnung von Kritik und Verteidigung des Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Hautfarbe (69-71), der Begründung der Länderauswahl (77-78), in die Anga-

⁴⁴ PPP bedeutet Purchasing Power Parity. Das PPP misst den Wert einer Währung in anderen Ländern. Also was man für €1,00 im Land X oder Y erhält. GNI bedeutet Gross National Income und misst den Wert aller Güter und Dienstleistungen einer Volkswirtschaft innerhalb einer bestimmten Zeitperiode. Im Gegensatz zum GDP (Gross Domestic Product) fließen aber in die Berechnungen auch Werte ein, die im Ausland produziert wurden. Der Sinn der Verwendung dieser volkswirtschaftlichen Kennzahlen in den untersuchten Texten scheint darin zu liegen zu belegen, dass afrikanische und/oder karibische Länder ärmer als europäische oder asiatische Länder sind. Weniger zielt dies auf ein Verständnis ökonomischer Prozesse ab, weil darauf nicht eingegangen wird.

⁴⁵ Dabei mussten drei Studenten mit einer politischen und einer Weltkarte der verschiedenen Hautfarben anhand einer Skala von 1 (sehr hell) bis 8 (sehr dunkel) die dominante Hautfarbe sämtlicher Länder der Welt einschätzen (vgl. Timpler & Arikawa 2006, S. 122).

be der Länder mit geschätztem und berechneten mittleren IQ (84-86), Erwähnung der Kritik an IQ Schätzungen für Länder und der Widerlegung der Kritik (87-91), der Begründung des Hautfarbenratings (92-95), in die Begründung der Wichtigkeit der Variable Hautfarbe (136-138).

Bei Rushton und Timpler (2008) wird die Studie von Timpler (2008) viermal zitiert. Sie dient als Beleg des Erklärungswerts des Faktor K (10-13), zur Erklärung der Bevorzugung PPP-GNI gegenüber dem GDP (163-165), als Quelle für die demografischen Variablen (176-182) und als Quellenangabe zu den Daten für Hautfarbe (184-187).

Die Häufigkeit der Zitierung ergab sich hauptsächlich durch die Angabe der Quellen für die Daten der Studien und den Nachweis der Gültigkeit dieser Daten. Vor allem bei der Studie von Rushton und Timpler (2009) ist die Angabe der Datenquelle relevant, weil für diese Studie an sich keine Daten produziert wurden. Auch die Studie von Timpler (2008) basiert auf fremden Daten. Bei Timpler und Arikawa (2006) erfolgte die Erstellung der Hautfarbenrankings. Das erklärt zum Teil die häufige Zitierung der Datenquellen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Häufigkeit von Zitaten in bestimmten Sinneinheiten. Dabei ist die Frage, ob es bestimmte Aspekte gibt, die im untersuchten Diskursabschnitt stärker mit Zitaten belegt, argumentiert oder begründet werden. Das sind diskursanalytisch gesprochen Textstellen, die besonders im Fluss von sozialen Wissensvorräten durch die Zeit sind. Außerdem dürften diese Stellen wichtig für die Autoren wichtig sein, weil wahrscheinlich keine irrelevanten Aspekte mit der Hilfe starker Textbezüge argumentiert werden.

Bei Rushton und Timpler (2009) wird anhand von zehn Zitaten die Reliabilität und Validität von nationalen IQs argumentiert (14-31). Dass die Reliabilität⁴⁶ der verwendeten Daten relevant für die Studie ist, braucht natürlich nicht weiter ausgeführt werden. Interessant ist auch der Eingangssatz dieser Argumentation, der wie folgt lautet: „There seems little doubt about the reliability and validity of the national IQ scores.“ Das ist deshalb beachtenswert, weil trotz der wenigen Zweifel doch mit einer großen Anzahl von Zitaten diese wenigen Zweifel ausgeräumt werden sollen. Darauf, dass bei einigen AutorInnen sogar große Zweifel an der Reliabilität der Untersuchung bestehen, wird im Text später hingewiesen. Es ist interessant, dass es am Beginn des Textes zwar heißt, es gebe wenig Zweifel an der Reliabilität, aber Einwände diesbezüglich erst relativ spät im Text genannt werden (vgl. Hunt & Sternberg, 2006). Man könnte natürlich sagen, dass es beachtlich ist, dass überhaupt Kritiker genannt werden. Diese Kritiker sind mit Earl Hunt und Robert J. Sternberg keine Unbekannten in der Intelligenzforschung (vgl. Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 572-573). Robert J. Sternberg schuf die triarchische Intelligenztheorie (vgl. Zimbardo & Gerrig, 1999, S. 573). Earl Hunt ist Präsident der International Society for Intelligence Research. Daher stellt sich die Frage, ob

⁴⁶ Die Reliabilität ist ein Maß, das angibt, wie genau ein Test ein Merkmal misst, dass er vorgibt zu messen (Kubinger, 2006, S. 45).

die Autoren ihre Kritiker so ohne Weiteres ignorieren konnten. Wahrscheinlich ist es auch eine Art Strategie, Kritik an den eigenen Positionen erst relativ spät im Text zu nennen. Außerdem fällt daran auf, dass hier eine besondere Form des Umgangs mit Kritik vorliegt. Auf die Einwände der Kritiker wird nicht wirklich eingegangen (vgl. 148-155), weil nicht erwähnt wird, was denn tatsächlich kritisiert wird. Der Angabe, dass es Kritik⁴⁷ gibt, wird sogleich mit der Widerlegung der Kritik begegnet. Dabei fällt auf, dass Kritik nie mit Zahlenwerten untermauert wird, sehr wohl aber die Widerlegung der Kritik. Das ist deswegen erwähnenswert, weil in quantitativ ausgelegten Studien der Psychologie Aussagen anhand von Zahlenwerten gestützt werden. Eine ähnliche Vorgehensweise findet sich in der Studie von Templer (2008) im Sinnabschnitt: Erwähnung Kritiker und Verteidiger an Annahme eines Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Hautfarbe⁴⁸ (69 bis 71). Es sind vier Zitate eingebunden. Inhaltlich wird hier auf Kritik ebenfalls wenig eingegangen. Einem Zitat von Kritikern werden zwei Zitate als Verteidigung der im Text vertretenen Positionen entgegengehalten. Ob dies eine bewusste Strategie ist, einer kritischen Minderheit eine befürwortende Mehrheit dagegenzuhalten, scheint zumindest denkbar. Auch die Praxis, Kritikern quasi mit der geballten Macht von Zahlen entgegenzutreten, ohne aber deren Berechnungen zu erwähnen, findet sich bei Templer (2008).⁴⁹ Das könnte den Eindruck erwecken, dass die Kritiker keine Berechnungen vorgenommen haben.

⁴⁷ Bei Rushton und Templer (2009) heißt es etwa dazu: "Although using only estimates of national IQ has been criticized (Barnett & Williams, 2004; Hunt & Sternberg, 2006), the data show that for 25 countries with IQs estimated in 2002 and later-measured, the correlation was .91 (Lynn & Vanhanen, 2006, p. 54, Table 4.2). Gelade (2008b) validated both the estimated and measured national IQs by using spatial statistics to show that geographic neighbors had more similar IQs than nations that are far apart (148-155)." Es wird also erwähnt, dass es Kritik an der Vorgehensweise gab. Allerdings werden den Kritikern ausführliche Gegenkritiker entgegengehalten.

⁴⁸ Der Abschnitt lautet: „Although Templer and Arikawa’s results have been criticized on both theoretical and methodological grounds (Hunt & Sternberg, 2006), they have also been defended (Jensen, 2006) as well as corroborated and extended (Kanazawa, 2008) (69-71).“ Es wird zwar erwähnt, dass es Kritik gab, aber nicht genau geschrieben, was hier kritisiert wurde. Dem Zitat eines kritischen Text halten die Autoren Zitate von zwei Texten entgegen, welche die Ergebnisse der Studie bestätigen. Ob diese Kritik hier sozusagen überstimmt werden soll, ist fraglich. Zu mindestens entsteht der Eindruck, dass es mehr Studien gibt, welche die Ergebnisse bestätigen.

⁴⁹ Although the estimating of IQs on the basis of neighbouring countries has been criticized (Hunt & Sternberg, 2006), Templer and Arikawa’s analyses showed that the correlations with skin color were very similar for both sets of IQ scores. Furthermore, Lynn (2006) found that with 25 countries the correlation between estimated and later measured IQ was 0.91. (88-92). Eventuelle Berechnungen von Hunt und Sternberg finden keine Erwähnung. Sehr wohl aber Berechnungen von Lynn, die der im Text vertretenen Position stützt.

Der stärkste direkte intertextuelle Bezug in der Studie von Templer und Arikawa (2006) erfolgt im Sinnabschnitt: Interpretation der Ergebnisse auf eine erbliche Dimension (K) (112 bis 120) mit sechs Zitaten. Die Relevanz der Differenziellen K Theorie für diese Studie zeigt auch schon der Titel: Correlational and factor analytic support for Rushton's K life history theory. Dass Ergebnisse der Studie auf ein erbliches Etwas zurückgeführt werden, ist im Zusammenhang mit dem untersuchten Diskursabschnitt keine große Überraschung. Die Variablen, aus denen die Autoren einen Faktor berechneten, sind: Geburtenrate, Kindersterblichkeit, HIV/AIDS Ansteckungsrate, generelle Intelligenz und Lebenserwartung. Die Begründung der Erblichkeit des Faktor K erfolgt mittels Literaturverweisen. Ob die Verweise aus Platzgründen erfolgten, weil hier komplexe und umfangreiche Arbeiten zitiert wurden, die unmöglich in einem Zeitschriftenartikel Platz gehabt hätten, kann nicht gesagt werden. Auf diese erbliche Grundlage von K nicht genauer einzugehen, könnte auch ein Mittel sein, um Kritik auszuweichen und sich so weniger angreifbar zu machen. Besonders die Erblichkeit von Intelligenz war ja in der Vergangenheit stark umstritten (vgl. Kap 2.2.1).

An zweiter Stelle mit sieben Zitaten ist bei Rushton und Templer (2009) die Begründung der Wichtigkeit der Variable Hautfarbe und der Verbindung der Variable IQ mit der Biologie (256-267). Diese Biologisierung funktioniert über die Hautfarbe. Hautfarbe als biologische Variable wird als eine biologische Größe vorausgesetzt. Eine biologische Grundlage des IQ wird aufgrund einer Korrelation mit Hautfarbe nahegelegt. Dazu wird noch nahegelegt, dass IQ und Hautfarbe auf denselben Genen beruhen.

Ebenfalls mit starkem Literaturbezug ist die ‚Biologisierung‘ bzw. ‚Evolutionierung‘ einer Korrelation zwischen kälteren Temperaturen und IQ im Sinnabschnitt: Stützung und Erklärung der These: Menschen aus kälteren Ländern seien intelligenter als Menschen aus wärmeren Ländern (1 bis 5) mit vier Zitaten bei Templer und Arikawa (2006). Das wird evolutionstheoretisch erklärt, weil Intelligenz eine Anpassungsleistung an die Herausforderung sei, in kälterem Klima zu überleben. An zweiter Stelle des Literaturbezugs bei Templer und Arikawa mit zwei Zitaten ist der Sinnabschnitt: Begründung eines Zusammenhangs zwischen Temperatur, Hautfarbe und IQ anhand der Kopfgröße (12 bis 20). Über den angeblichen Zusammenhang zwischen Kopfgröße und Intelligenz wird eine Verbindung zum IQ hergestellt und evolutionsbiologisch erklärt. Kopfgröße sei eine Anpassung an das jeweilige Klima, weil größere Köpfe im kälteren Klima von Vorteil seien, weil sie besser die Kopftemperatur aufrecht erhielten.

Der stärkste intertextuelle Bezug besteht in den untersuchten Studien zu der Erwähnung und Widerlegung von Kritik und zur Biologisierung der Untersuchungsergebnisse. Es ist natürlich legitim, die Ergebnisse von eigenen Studien anhand von Literatur zu untermauern. Mit den vor allem methodische Schwächen betreffenden Einwänden wird allerdings auf eine recht spezifische Art und Weise umgegangen. Es wird zwar erwähnt, dass es Kritik gab. Al-

lerdings wird nicht angegeben, was genau kritisiert wurde. Diese nicht erwähnte Kritik wird dann mittels starken Literaturbezugs widerlegt. Die Wichtigkeit der biologischen Absicherung der genannten Ergebnisse ist im Zusammenhang mit Rassismus besser verständlich. Es ist eben ein wesentliches Element von Rassismus, die mittels Zuschreibung bestimmter Eigenschaften gebildeten ‚Rassenhierarchien‘ durch Hinweise auf die Genetik oder der Evolutionstheorie für unveränderlich zu erklären (vgl. Kapitel 3.4).

Ebenfalls Strategien der Diskursrepräsentation sind implizite intertextuelle Bezüge, also Verbindungen zu anderen Texten, die nicht als solche gekennzeichnet sind (Pollak & Wodak, 2001, S. 76). Darunter fallen unter anderem die jeweils in den Studien verwendeten Methoden. Bei der Studie von Rushton und Timpler (2009) werden zwischen den untersuchten Variablen Korrelationen berechnet. Mit diesen Korrelationen berechnen die Autoren eine Faktorenanalyse. Timpler (2008) verwendete als Methoden den Korrelationskoeffizienten und die Faktorenanalyse. Bei der Studie von Timpler und Arikawa (2006) erfolgt die Berechnung der Variable Hautfarbe mittels eines Ratings und die Berechnung einer multiplen Regression. Die ersten beiden Studien sind bezüglich der verwendeten Methoden ident.

Die Aufbereitung der Textoberfläche erlaubte es, auf wichtige Aspekte des untersuchten Diskursabschnitts näher einzugehen. Streng genommen war dies kein Beitrag zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung. Allerdings sind die hier untersuchten Aspekte wesentlich zum Verständnis des untersuchten Diskurses. Die Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung erfolgt im Rahmen der Untersuchung der sprachlich rhetorischen Mittel.

5.4.2 Untersuchung der sprachlich rhetorischen Mittel

Die Untersuchung der sprachlich rhetorischen Mittel beinhaltet die Identifikation der kleinsten Elemente des Diskurses und die Klärung, in welchem Bezug sie zueinander im Diskurs stehen. Dabei stellt sich als weitere Frage, welche sprachlich rhetorischen Mittel zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung am sinnvollsten sind. Bei Jäger (2009, S. 175) sind die sprachlich rhetorischen Mittel etwa Untersuchung der Argumentationsstrategien, Redewendungen, Stil, Akteure usw. Bei Foucault (1995) sind die kleinsten Einheiten des Diskurses die Aussagen. Am sinnvollsten zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellung erwiesen sich die kleinsten Einheiten bei der DHM nämlich die prädikativen- und Nominationsstrategien.

5.4.2.1 Nominationsstrategien und prädikative Strategien

Bei referentiellen oder Nominationsstrategien handelt es sich um die Art und Weise, wie Personen, Gruppen, (soziale Akteure)⁵⁰ und Sachverhalte benannt werden (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45). Die Benennung kann anhand von biologisierenden, naturalisierenden und/oder depersonalisierenden Metaphern⁵¹, Metonymen⁵² und Synekdochen⁵³ erfolgen (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45). Mittels prädikativer Strategien werden laut Pollak und Wodak (2001, S. 54) den sozialen Akteuren Eigenschaften in Form von mehr oder weniger wertenden Prädikaten zugeschrieben (in Form von Attributen und Adjektiven).

Um festzustellen, wie sich rassistische Denkweisen in den Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz festschreiben, sollte die Eingebundenheit von Elementen eines rassistischen Diskurses in wissenschaftliche Texte festgestellt werden. Zunächst wurden Auflistungen von Nominationsstrategien (vgl. Appendix I) und prädikativer Strategien (vgl. Appendix J) erstellt. Welche Nominationsstrategien Teile eines rassistischen Diskurses sind, war natürlich fraglich. Dazu kam, dass die Bezeichnungen für die Untersuchungsgruppen⁵⁴ innerhalb und zwischen den Studien stark unterschiedlich sind. Ländernamen, Kontinente oder Regionen dienten als Bezeichnung für die untersuchten Gruppen. Schließlich fiel die Entscheidung Textstellen zu untersuchen, in denen das Wort ‚Rasse‘ und sogenannte Racionyme Verwendung fanden. Laut Reisigl und Wodak (2001, S. 48) sind ‚Racionyme‘ Bezeichnungen, die sich Farbmetaphern bedienen. Daraus ergeben sich bei Reisigl und Wodak (2001, S. 48) solche Bezeichnungen wie blacks, negros, bush negros, dark-skin, red skins, redhead, coloured, whites.

⁵⁰ Im Zusammenhang mit den untersuchten Studien ist es schwierig, die untersuchten Gruppen als sozialen Akteuren zu verstehen, weil mit Verben, die eine bestimmte Aktivität ausdrücken, nur AutorInnen im Zug von Zitaten aufscheinen. Im Text von Rushton und Templer (2009, S. 344) heißt es zum Beispiel: „Across 170 U.S. cities, Whitney (1995) found a correlation of $r = .69$ between the percentage of the population that was African American and the rate of homicide (90 bis 92).“ Der Autor der zitierten Studie (Whitney) hat einen Sachverhalt über die von ihm untersuchte Gruppe der Afroamerikaner herausgefunden. Es scheint hier eine Art Trennung zwischen aktivem Forscher und passiven Beforschten vorzuliegen.

⁵¹ Metaphern sind Worte oder Wortgruppen, deren ursprüngliche Bedeutung in einen neuen Kontext übertragen wird.

⁵² Bei Metonymen wird ein Wort durch ein verwandtes ausgetauscht (Reisigl & Wodak, S. 57).

⁵³ Bei Synekdochen werden Worte durch ein anderes Wort mit einer weiteren oder engeren Bedeutung ersetzt. Entweder steht dabei ein Teil für das Ganze (pars pro totum) oder das Ganze steht für einen Teil (totum pro parte) (Reisigl & Wodak, 2001, S. 57).

⁵⁴ In der quantitativen Psychologie werden bestimmte Gruppen bezüglich Unterschieden oder Zusammenhängen anhand bestimmter Variablen untersucht. Die Untersuchungsgruppen sind hier Nominationsstrategien.

Solche Farbmataphern betreffen den visuellen Aspekt von Rassismus. Dieser visuelle Aspekt von Rassismus ist deshalb so wichtig, weil er für jeden zugänglich und verständlich ist (Mosse, 2006, S. 10). Dass der Begriff ‚Rasse‘ im Zusammenhang mit Rassismus zu sehen ist, braucht wohl nicht näher erläutert werden.

Textstellen, in denen Racionyme und das Wort ‚Rasse‘ standen, wurden einer genaueren Betrachtung unterzogen. Zunächst wurde festgestellt, welche prädikativen Strategien und Nominationsstrategien im Satz mit der Bezeichnung ‚Rasse‘ oder dem Racionym gemeinsam aufscheinen. Im Anschluss wurde ermittelt, in welchen Sinneinheiten diese Teile des Diskurses standen. Prädikative Strategien⁵⁵, wie etwa Hautfarbe auf ihre Einbindung im Diskurs zu untersuchen, erwies sich nicht zielführend, weil sie oft für sich alleine standen und eine Zuordnung zu Nominationsstrategien erschwerten. Es war nicht möglich festzustellen, welche Eigenschaft welcher Gruppe zugeschrieben wurde. Ein weiterer interessanter Aspekt diesbezüglich sind Variablen, denen beinahe so etwas wie Eigenschaften zugewiesen werden. Beispielsweise heißt es bei Rushton und Timpler (2009, S. 341), dass: „skin color a more biological influenced variable“ sei. Dass das Merkmal (oder die Eigenschaft) Hautfarbe wiederum weitere bestimmte Eigenschaften habe, erweckt bis zu einem gewissen Grad den Eindruck, dass die Variable Hautfarbe ein Art Eigenleben führt. Diese Variablen mit Eigenschaften sind der Vollständigkeit halber im Anhang angeführt (vgl. Appendix K).

5.4.2.2 Einbindung von Racionymen und des Begriffs Rasse in die untersuchten Texte

Als Racionyme wurden bei Rushton und Timpler (2009) folgende Nominationen gefunden: Blacks (76), Whites (77), Black population in the US (279) und African and Black Caribbean countries (216). Das Wort Rasse wurde bei Rushton und Timpler (2009) wie folgt verwendet: race-crime link (89) three macro races (212), Race (254), people of mixed race ancestry (266), races (269, 270). Bei Timpler (2008) fanden sich keine Racionyme, aber der Begriff race fand in Zeile (133) und im Zusammenhang mit der Nominationsstrategie people of mixed-race ancestry in Zeile (141) Verwendung. Bei Timpler und Arikawa (2006) wurden folgende Racionyme gefunden: Negroid (155, 199, 201) Black African (196), Black African countries (113, 116, 123, 125, 127) verwendet. Der Begriff races fand nur einmal Verwendung und zwar in Zeile (203) Non Negroid (201) races (203). Solche Racionyme⁵⁶ kamen in

⁵⁵ Die prädikativen Strategien waren in der Studie die Variablen.

⁵⁶ Ein Aspekt mit starkem intertextuellen Bezug war das Hautfarben rating von Timpler und Arikawa (2006, S. 122). Bei den Racionymen handelt es sich um Untersuchungskategorien und die Hautfarbe, um das Merkmal, anhand dessen die Gruppen verglichen werden. Dass eine Studie die Kategorien voraussetzt, die sie untersucht, ist so weit legitim. Etwas widersprüchlich ist nur, wenn das gemessen wird, was eigentlich untersucht wird.

den Studien selten vor. Bei Rushton und Templer (2009) fanden etwas weniger aufgeladene Bezeichnungen Verwendung, wie African American (70) oder Afro-Caribbean (79) und bei Templer und Arikawa (2006) Caribbean (45) oder countries south of the sahara dessert (30). Für Einwohner Asiens fanden in keiner der drei Studien ein Racionym Verwendung. Bei Templer (2008) fand etwa die Bezeichnung East Asians (49) Verwendung⁵⁷. Generell kann man anhand der Nominationen eine Einteilung aller Autoren in Europäer, Afrikaner und Asiaten herauslesen.

Blacks (76) und Whites (77) werden mit East Asians (78) bei Rushton und Templer (2009) anhand der Variable Kriminalität verglichen. Laut einem Bericht einer Kommission, die sich in Kanada⁵⁸ mit systematischem Rassismus auseinandersetzte⁵⁹, wird angeführt, dass Schwarze fünfmal öfter im Gefängnis saßen als Weiße und zehnmal öfter als Ostasiaten. Damit soll veranschaulicht werden, dass Menschen mit schwarzer Hautfarbe am kriminellsten wären. Fehler im Justizsystem oder Vorurteile der Polizei sollen dafür nicht die Ursache sein. Untermuert wird diese Behauptung durch die Zitierung einer Studie von Taylor und Whitney (72-75), die eben das ausräumt. Weshalb dies nicht so sein soll, geht dabei aber nicht hervor, weil die Autoren darüber keine Auskunft geben. Gegen mögliche Einwände wird mit einem Zitat reagiert. In den folgenden Absätzen wird in Richtung eines Zusammenhangs zwischen Kriminalität und Hautfarbe argumentiert und anhand von Korrelationsstudien zu belegen⁶⁰ versucht. Es ist sogar von einem race-crime link (89) die Rede.

Bei der black population in the US (279) und African and Caribbean countries (278) wurde bei Rushton und Templer (2009) behauptet, dass in diesen Bevölkerungsgruppen eine erhöhte AIDS/HIV Ansteckungsrate bestehe. Ausgehend von dieser Feststellung legen die Autoren nahe, dass dies eine spezifische Eigenschaft dieser Gruppen wäre. Dies soll so sein, weil es in Afrika einen Zusammenhang zwischen Wohlstand und HIV/AIDS gäbe, weil

⁵⁷ Es wäre vielleicht zu viel zu behaupten, dass die Ostasiaten daher nicht im Zusammenhang mit Rassismus zu sehen sind, weil sie nicht als Gelbe bezeichnet wurden. Besonders bei Rushton und Templer (2009) sind Ostasiaten immer die Spitzengruppe. Diese Aufwertung kann man auch als positiven Rassismus verstehen (vgl. Magiros, 1995, S. 124-133).

⁵⁸ Zu Beginn des Absatzes heißt es bei Rushton und Templer (2009): „Statistics on crime in the US show that African Americans are overrepresented and East Asian Americans underrepresented relative to European Americans.“ Zitiert werden aber Kriminalitätsstatistiken aus Kanada und Großbritannien. Später wurden Studien zitiert, die auf Kriminalitätsstatistiken in den USA basierten, zitiert.

⁵⁹ Die Zitierung amtlicher Statistiken ist deshalb bemerkenswert, weil solche Bezüge in psychologischen Fachartikeln nicht üblich sind. Vielleicht soll die Zitierung dieses Berichts der Behauptung besondere Legitimation geben, weil eine amtliche Statistik eventuelle eine besondere Autorität ausstrahlt oder einen besonderen Wahrheitsgehalt haben könnte. Streng genommen erfüllen solche amtliche Statistiken nicht das Kriterium des Peer Reviewing.

⁶⁰ Diese gefundenen Korrelationen werden stets kausal interpretiert.

wohlhabende Männer in Afrika ihre Ressourcen in mehr Sexualpartner investieren könnten (275-278). Untermuert wird diese Behauptung durch die Zitierung einer Studie von Rushton und Bogaert. Alternative Ursachen haben die Autoren nicht erwähnt. Als Erklärung für so ein komplexes Phänomen ist dies aber unzureichend.

African and black Caribbean countries (214), European Countries und East Asian Countries (213) werden anhand der volkswirtschaftlichen Kennzahl PPI-GNP verglichen. Dabei zeigen die Autoren, dass ostasiatische Länder am wohlhabendsten, europäische Länder in der Mitte liegen und afrikanische und schwarze karibische Länder am ärmsten sind. Diese Wohlstandsabstufung erstellten die Autoren mit der Hilfe der Daten zum PPI-GNI von Lynn und Vanhanen und diese haben sie wiederum aus Berichten der Weltbank entnommen. Zwar soll es global eine negative Korrelation zwischen Kriminalität und Wohlstand geben, die man so interpretieren kann, dass bei weniger Wohlstand die Kriminalität steigt. Genauere Analysen sollen aber zeigen, dass diese negative Korrelation nicht in Afrika und der Karibik bestehe. Hier soll es eine positive Korrelation geben. In Afrika und der Karibik soll höherer Wohlstand zu mehr Kriminalität führen. Die Korrelationen sind bei Rushton und Templer (2009) nicht angegeben. Auffällig ist bei Rushton und Templer (2009), dass sie versuchen, Kriminalität als eine spezifische Eigenschaft von Menschen mit schwarzer Hautfarbe auszuweisen. Dies erfolgt mit der als biologisch vorausgesetzten Variable Hautfarbe (vgl. Appendix K). Die Kennzahlen für nationalen Wohlstand scheinen hier eher die Funktion zu haben Menschengruppen in eine Rangordnung zu bringen, weil dies nicht so stark als eine spezifische Eigenschaft von Menschen mit schwarzer Hautfarbe argumentiert wird, als etwa Kriminalität oder die Anzahl von AIDS Erkrankten. Die ‚Biologisierung‘ der Ergebnisse erfolgt vor allem anhand der Berechnung von Korrelationen mit Variablen, die als biologisch ausgewiesen (vor allem Hautfarbe) sind.

Bei Templer und Arikawa (2006) wurden dessert Amerindians (155) und Negroid persons south of the Sahara (155) anhand ihrer Hautfarbe differenziert. Die dessert Amerindians (155) seien hellhäutiger als die Negroid persons south of the Sahara (155). Diese Unterscheidung ist eingebunden in die Diskussion, weshalb IQ stärker mit Hautfarbe als mit Temperatur korreliert. Was die Autoren mit diesem Beispiel erklären wollen, geht für mich nicht klar hervor. Sie bezeichnen aber eine Erklärung, dass eine hellere Hautfarbe intelligenter mache, als absurd. Auch zweifeln sie eine mögliche evolutionäre Erklärung eines Zusammenhangs zwischen Hautfarbe und IQ an. Allerdings erklären sie im selben Absatz Hautfarbe zu einer biologischen Variable. Die evolutionäre Erklärung wird in dieser Studie immer wieder stark relativiert, aber auch nicht eindeutig widerlegt.

Nicht nur die Variable Hautfarbe wird bei Templer und Arikawa (2006) sozusagen ‚biologisiert,‘ sondern sämtliche Ergebnisse anhand deren die Black African (196) oder Negroids (199) und rest of the world (196) oder Caucasoids (199) und Mongoloids (199) unter-

schieden werden. Dies sind die Variablen IQ, Hautfarbe, GDP, niedrigste Temperatur im Winter, höchste Temperatur im Winter, niedrigste Temperatur im Sommer und höchste Temperatur im Sommer. Genauer gesagt werden die Ergebnisse, wovon anscheinend der Zusammenhang zwischen Hautfarbe und IQ am wichtigsten scheint (148-149), mit dem Hinweis auf eine Studie von Jensen in Verbindung mit der Genetik gebracht. Die genetische Distanz zwischen Mongoloids und Caucasoids soll geringer sein als die Distanz zwischen Negroids und den anderen beiden Gruppen (197-200). Europäer und Asiaten wären daher in ihrer genetischen Ausstattung ähnlicher als die Afrikaner. Diese biologischen Variablen sollen Kopfgröße, Blutgruppe, Enzyme und Proteine im Immunsystem sein (200-201). Unterscheidungen anhand biologischer Messgrößen sollen laut Templer und Arikawa (2006) den Unterscheidungen zwischen Negroid (201) und non Negroid (202) den Rassenkategorisierungen physischer Anthropologen entsprechen (201-203). Dieser Bezug zu ‚Rasseneinteilungen‘ zeigt, dass die Autoren mit einer solchen Denkweise keine Berührungspunkte haben.

Unter Bezüge zur Anthropologie und Jensen findet bei Templer und Arikawa (2006) eine Anlehnung an Rassekonzepte und eine Biologisierung der Ergebnisse statt. Die Biologisierung der Ergebnisse findet in allen drei Studien stark über die Variable Hautfarbe statt, weil Hautfarbe als biologische Variable grundsätzlich vorausgesetzt wird (vgl. Appendix K). Weshalb es nun so wichtig ist, dass die Ergebnisse biologisch untermauert werden, ist im Zusammenhang mit Rassismus am besten verständlich. Es ist ein wesentliches Element biologisch begründeten Rassismus, dass die gebildeten Hierarchien durch Bezüge zur Genetik für unveränderlich erklärt werden.

Im Theorieteil wurde ein Rassismusverständnis erarbeitet, das durch die Zuschreibung wertender Eigenschaften funktioniert. Anhand der Betrachtung dieser ausgewählten Elemente eines rassistischen Diskurses ist zu sagen, dass dies hier nicht so funktionierte. Die Eigenschaften wurden allen Gruppen zugeschrieben. Unterschieden wurden diese Gruppen anhand der unterschiedlichen Ausprägung dieser Eigenschaften, die eben durch Zahlen ausgedrückt werden. Bezüglich der Variable Kriminalität ist die Frage, weshalb anhand dieser Variable Vergleiche vorgenommen wurden. Der Grund könnte sein, dass mit der Variable Kriminalität eine Auf- und Abwertung von Menschen bzw. Menschengruppen vergleichsweise einfach ist.

Es entsteht aber der Eindruck, dass die Eigenschaften anhand denen die Gruppen differenziert werden, nicht so wichtig sind, weil diese Unterscheidung anhand der quantitativen Abstufung vieler Eigenschaften bzw. Variablen geschah (z.B. Intelligenz, Hautfarbe, Geburtenrate, Kindersterblichkeit usw.). Relevant ist in diesem Zusammenhang auch, dass zwischen den untersuchten Eigenschaften Zusammenhänge mit biologischen, biologisch ver-

standen Variablen oder Theorien hergestellt wurden. Die Ergebnisse wurden biologisch abgesichert.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Einbindung des Begriffs Rasse in den untersuchten Studien. Der Ausdruck race-crime link (89) fällt bei Rushton und Templer (2009) im Zusammenhang mit der Argumentation, dass African American (92, 95) krimineller seien als andere Gruppen in den USA. Als Beleg dienen Studien, in denen Schwarze öfter bei Gewaltverbrechen⁶¹ aufscheinen. Hier wird deutlich, dass es den Autoren darum geht, Kriminalität als eine Eigenschaft von Rassen festzuschreiben. Dass die Autoren mit den East Asians countries (211), European countries (211) und Afro-Caribbean (212) countries three macro-races (211) unterscheiden, ist ein Zeichen dafür, dass sie in Rassekategorien denken und die vorgenommenen Nominierungen (vgl. Appendix I) von Bewohnern verschiedener Kontinente⁶² nichts anderes als eine Einteilung nach Rassen ist. Als Teil der Diskussion, weshalb IQ ein besserer Prädiktor für menschliche Lebensbedingungen sein soll, fällt der Begriff race (254). Womit ausgewiesen wird, dass eben menschliche Rassen anhand dieser Eigenschaften vermessen und verglichen wurden⁶³. Auch bei People of mixed-race ancestry (266) hängen laut Rushton und Templer (2009) Hautfarbe und IQ zusammen. Diese Nomination ist in die Begründung der Wichtigkeit der Variable Hautfarbe und der biologischen Begründung von IQ eingebunden. Derselbe Satz fällt auch bei Templer (2008)⁶⁴. Dort soll er zeigen, dass die Ergebnisse der Studie auch von anderen Autoren gefunden wurden, was deren Stimmigkeit anscheinend untermauert. Eine Bedeutung von race (133), die über eine Klassifikationsfunktion hinausgeht, steht bei Templer (2008), weil hier race (133) als Zeichen für social privilege (133) ausgeschieden⁶⁵ wurde und keine bessere Vorhersage erbrachte, was die biologische Erklärung des Zusammenhangs zwischen den fünf Hauptvariablen mit Hautfarbe biologisch

⁶¹ Unter Umständen flossen nur deshalb Gewaltverbrechen in diese Betrachtungen ein, weil damit gegen einen Zusammenhang zwischen Armut und Verbrechen argumentiert werden sollte. Bei Diebstahl von Nahrungsmitteln wäre ein solcher Zusammenhang als Gegenargument näher gelegen.

⁶² Aufgrund der oft recht unterschiedlichen Bezeichnungen, die sich entweder nach Regionen, Kontinenten oder Ländern richtet, scheint Bewohner verschiedener Kontinente noch am ehesten als Sammelbegriff am geeignetsten.

⁶³ Der Satz lautet bei Rushton und Templer (2009): „All these may affect per capita income and so weaken the predictive power of GDP compared to IQ which apparently does not vary as much within race, perhaps because it is more heritable (Lynn & Vanhanen, 2006, pp. 247-261)“ (252-255). Gleichzeitig wird der IQ zu einer erblichen Messeinheit. Implizit ist darin meiner Meinung auch enthalten, dass nationaler Wohlstand eine erbliche Größe ist, weil er nicht so erblich ist wie der IQ.

⁶⁴ Der Satz lautet: „Skin color and IQ have been found to be correlated in several studies of people of mixed-race ancestry (Jensen, 1998; Rushton, 2008; Rushton & Jensen, 2005) (140-142).“

⁶⁵ Über die genaue Methode dieser bei Templer (2008) zitierten Studie von Figueredo steht im Text nichts Genaueres. Vermutlich handelt es sich um eine multiple Regression?

erklären soll (128-132). Diese über den Faktor K angeblich zusammenhängenden Variablen sind IQ, Geburtsrate, Lebenserwartung, Kindersterblichkeit, HIV/AIDS Ansteckungsrate, Hautfarbe und GDP pro Kopf (97-110). Der Begriff Rasse fällt bei Templer und Arikawa (2006) nur im Zusammenhang mit dem bereits erwähnten Zitat von Jensen, in dem eine Verbindung zu Rassekonzepten der Anthropologie hergestellt wird (201-203). Rasse ist in den Studien ein Oberbegriff für die untersuchten Gruppen und eine Variable, die konstant gehalten wird. Die Verwendung des Begriffs ‚Rasse‘ zeigt aber, dass die Autoren aller drei Studien ‚Rassen‘ untersuchen.

Die Festschreibung von rassistischen Denkmustern zeigt, dass diese Zuweisung bestimmter Eigenschaften durch angeblich objektive Messung bestimmter Merkmale erfolgte. Die Variablen sind demnach auch prädikative Strategien. Die Auf- und Abwertung anhand bestimmter Eigenschaften erfolgt in den Studien anhand der in der quantitativen Psychologie üblichen Quantifizierung von Merkmalen. Hier ist eine wissenschaftliche Praxis mit einer rassistischen Praxis verwoben. Die Messung von Eigenschaften ist ein von der Wissenschaft anerkanntes Prozedere und daher nicht unwissenschaftlich an sich. Bei den Nominationsstrategien besteht über die Racionyme und den Begriff ‚Rasse‘, so weit er als Sammelbegriff für die untersuchten Gruppen gebraucht wurde, ebenfalls eine starke Verwobenheit von wissenschaftlichen und rassistischen Diskursen, wobei diese Verwobenheit stärker über die untersuchten Variablen bzw. vorgenommenen prädikativen Strategien erfolgt. Untersuchungsgruppen kommen meistens nicht aus der Wissenschaft. Es werden in der Regel tatsächlich existierende Gruppen (z.B. SchülerInnen oder PensionistInnen) bezüglich eines Zusammenhangs, Unterschieds usw. bezüglich der untersuchten Variable untersucht. In den analysierten Texten waren die Untersuchungsgruppen als ‚Rassen‘ bezeichnete bzw. verstandene Gruppen von Menschen. Die Autoren haben vorab identifizierte Gruppen miteinander verglichen. Das ist keine unübliche Praxis in der Psychologie und an und für sich nicht falsch, weil auf diese Weise mehr über tatsächlich existierende Gruppen in der Gesellschaft herausgefunden werden kann. Im Fall von ‚Rassen‘ ist die tatsächliche Existenz höchst zweifelhaft. Bezogen auf die Verwendung von ‚Rasseneinteilungen‘ von einer Verwobenheit zwischen Rassismus und Wissenschaft im Diskurs zur Erblichkeit von Intelligenz zu folgern, ist nicht ohne weiteres möglich, weil in der Psychologie bei der Auswahl von Untersuchungsgruppen eine gewisse Willkür vorherrscht. Wäre es in der Psychologie üblicher stärker zu hinterfragen, was denn eigentlich untersucht wird, dann wäre es vielleicht nicht so einfach möglich ‚Rassenkonzepte‘ mit wissenschaftlichen Methoden kombinieren.

6 Schlussbetrachtungen

Um festzustellen, wie sich rassistische Denkmuster in den Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz festschreiben, unterzog ich die ausgewählten Texte einer Diskursanalyse. Für mich persönlich ist der wichtigste Aspekt, der im Zug der Diskursanalyse hervortrat, eine Art Doppelcharakter von Variablen. Die Quantifizierung von Merkmalen in Form von Variablen ist eine Praxis, die als wissenschaftlich gelten kann. Auf der anderen Seite diente die Quantifizierung als ein wesentliches Hilfsmittel zur Hierarchisierung bestimmter Gruppen, die in den untersuchten Studien auch als ‚Rassen‘ bezeichnet wurden. Nicht die Zuschreibung von wertenden Merkmalen ist dabei wesentlich, sondern die Höhe der Ausprägung der jeweiligen Variablen in den verschiedenen Gruppen. Den untersuchten Gruppen wurden also keine Merkmale zugesprochen oder abgesprochen. Vielmehr waren sie bezüglich des Vorhandenseins bestimmter Merkmale zunächst alle gleich. Es wird davon ausgegangen, dass bestimmte Merkmale bei allen Menschen vorhanden sind. Ein Merkmal, das anscheinend bei allen Gruppen von Menschen vorkommt, ist beispielsweise Intelligenz. In Anlehnung an Magiros (1995, S. 63) kann dieses Vorgehen die Schaffung eines Gleichen Ungleichen genannt werden, weil bestimmte Merkmale bei allen Menschen als vorhanden erklärt werden, und im Anschluss Gruppen von Menschen anhand der quantitativen Ausprägung dieser Merkmale hierarchisiert wurden. Die Doppelcharakteristik von Variablen ist das beste Beispiel von der starken Verwobenheit von Wissenschaft und Rassismus im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz.

Eine Konsequenz dieser Verwobenheit ist, dass von einer Rollenaufteilung zwischen Rassismus und Wissenschaft nicht die Rede sein kann, wie dies unter Umständen den im Kapitel 3 entwickelte Rassismusverständnis impliziert. Eine solche Rollenaufteilung könnte so aussehen, dass der Rassismus Menschen aufgrund von Vorurteilen ordnet und klassifiziert und die Wissenschaft sozusagen die Argumente dafür bereitstellt. Solch eine Rollenaufteilung konnte, wie bereits gesagt, in der Auseinandersetzung mit den Texten nicht gefunden werden, weil eben diese rassistischen Denkmuster mit Praktiken zur Wissensbildung zu stark verwoben sind. Das eigentlich Erstaunliche dabei ist, wie einfach rassistische Denkmuster mit wissenschaftlichen Praktiken kombinierbar sind. Keine der in den Texten gefundenen Vorgehensweisen ist an sich unwissenschaftlich.

Beim Vergleich zwischen den im 2. Kapitel angesprochenen historischen und inhaltlichen Aspekten fällt auf, dass die grundlegende Vorgehensweise gleich blieb. Nämlich Menschen anhand der quantitativen Ausprägung bestimmter Merkmale (z. B. Intelligenz) zu hierarchisieren und diese Hierarchien biologisch abzusichern. Von einer eugenischen Denkweise und Argumentation kann in den untersuchten Texten nicht die Rede sein. Es stehen zwar durchaus Aussagen zur Gesellschaft in dem Text, allerdings sind diese nicht im Zusammenhang mit der Eugenik zu sehen. Ein wichtiger Punkt ist auch, dass das g-Faktorenmodell in den

untersuchten Studien kaum Erwähnung fand. Als Modell zur Erklärung der publizierten Intelligenzunterschiede fand es keine Verwendung. Das hätte die für diese Diplomarbeit eingearbeitete Literatur zum Diskurs der Erbllichkeit von Intelligenz durchaus vermuten lassen. Auch sind in den untersuchten Studien keine Bezüge zur Zwillingsforschung zu finden. Ob das g-Faktorenmodell und die Zwillingsforschung von BefürworterInnen der Erbllichkeit von Intelligenz verworfen wurden, kann ich auf Basis der drei untersuchten Texten nicht schlussfolgern. Der Verzicht auf Befunde der Zwillingsforschung könnte auch daher kommen, dass die biologische Absicherung mithilfe der Differenziellen K Theorie erfolgt, weil der mittels Faktorenanalyse gewonnene und benannte Faktor K für biologisch erklärt wird.

Eine Herausforderung bestand in dieser Diplomarbeit immer wieder darin, dass die hier gewählten Methoden der Kritischen Diskursanalyse und Diskurshistorischen Methode nicht speziell für wissenschaftliche Studien entwickelt worden sind. Daher waren immer wieder Anpassungen an das Material erforderlich. Besonders stark trat diese Problematik bei der Textauswahl für die Feinanalyse in den Vordergrund, was eben zu einer starken Adaption der Kriterien zur Textauswahl führte. Ob diese zu einem adäquaten Sampling führte, muss ich dahingestellt lassen. Wichtiger als ein Festhalten an die ohnehin nicht immer exakten Vorgaben zur Textauswahl der KDA war es aber, zu berücksichtigen, dass Studien, die im Ausgangstext oftmals zitiert wurden, in einem engeren Bezug zum Ausgangstext stehen als Texte mit derselben Anzahl von Themen. Ein weiterer Aspekt, in dem ich ebenfalls stark von den Vorgaben der KDA abwich, war die Herausarbeitung der thematischen Struktur mithilfe von Variablen. Diese und anderen Lösungen sind letzten Endes Kompromisse, die weitere Verbesserungen bedürfen. Eine diskursanalytische Methode speziell für psychologische Studien wäre für diese Diplomarbeit eine große Hilfe gewesen.

Eine weitere Schwäche der Arbeit kann im Mangel an Kritik gesehen werden. Dieser Punkt mag eventuell widersinnig erscheinen, weil einer der gewählten Diskursanalyseansätze Kritische Diskursanalyse heißt. Die Kritische Diskursanalyse, aber auch die Diskurshistorische Methode, sind nicht aus sich selber heraus kritisch, weil beide Methoden zu sehr Mittel zur Beschreibung von Diskursen sind, genauer zur Beschreibung der sprachlichen Praktiken von Texten, die man aufgrund ihres starken Bezugs zueinander Diskurse bzw. Diskursabschnitte nennt. Es handelt sich dabei letztlich um den Versuch zu beschreiben, wie sprachliche Mittel eingesetzt wurden. Im Falle dieser Diplomarbeit vor allem, wie diskursive Praktiken in Bezug auf Rassismus Verwendung fanden. Ob dies bereits eine Rassismuskritik ist, bleibt für mich fraglich. Die Anwendung der KDA stellt daher nicht automatisch eine Kritik dar.

Ein Ansatz zur Kritik wäre es, den ideologischen Gehalt des untersuchten Diskurses aufzuzeigen. Das beinhaltet auch die Problematik, dass dazu im Prinzip keine Diskursanalyse notwendig ist. Auf jeden Fall würde solch eine solche Vorgehensweise erfordern, dass An-

sätze zur Ideologiekritik und Diskursanalyse kombiniert werden. Eine solche Kombination ist mit der hier vorliegenden Arbeit nicht ohne Weiteres möglich, weil die forschungsleitende Fragestellung sehr stark auf die Beschreibung des untersuchten Diskursabschnitts abzielt. Daher wäre eine Neukonzeptionierung der Arbeit wahrscheinlich unumgänglich gewesen.

Rein forschungslogisch wäre für mich die nächstwichtigste Herausforderung auf den gesellschaftlichen bzw. gesellschaftlichen Hintergrund zum Diskurs der Erbllichkeit von Intelligenz näher einzugehen. Rein persönlich würde ich mir wünschen, dass Fragen zum Rassismus nur mehr relevant für Geschichtsbücher wäre, weil diese Denk- und Handlungsweise der Vergangenheit angehört. Wie diese Diplomarbeit leider verdeutlicht hat, ist dies aber nicht der Fall.

7 Literaturverzeichnis

- Antifaschistisches Netzwerk Münster- und Osnabrücker Land (2008). Rassistisches „Rollback an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster? Zugriff am 8. September 2011 unter: <http://www.anfifa-netzwerk.de/2008/12/08/rassistisches-rollback-an-der-westfaelischen-wilhelms-universitaet-muenster>
- Anzenbacher, A. (2010). *Einführung in die Philosophie* (7. Aufl.). Freiburg: Herder.
- American Psychological Association (2010). *Publication Manual of the American Psychological Association* (6. edition). Washington DC: American Psychological Association.
- Asendorpf, J. (2007). „Das ist wissenschaftlich einwandfrei.“ Psychologe Asendorpf zu Intelligenzmessungen im Ländervergleich. Interview in: Deutschlandradio Kultur. Zugriff am 9. Februar 2010 unter <http://www.deradio.de/dkultur/sendungen/thema/714202>
- Balibar, E. (1990). Gibt es einen „Neo-Rassismus.“ In E. Balibar & I. Wallerstein (Hrsg.), *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten* (S. 23-38). Berlin: Argument.
- Borkenau, P. (1993). *Anlage und Umwelt. Eine Einführung in die Verhaltensgenetik*. Göttingen: Hogrefe.
- Bortz, J. (2005). *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler* (6. Auflage). Heidelberg: Springer.
- Bortz, J. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (3. Auflage). Berlin: Springer.
- Brunner, K. (2004). *Einführung in den Umgang mit Geschichte* (4. Auflage). Wien: Löcker.
- Ceci, S. & Willams, W. M. (2009). Should scientists study race an IQ? Yes. The scientific truth must be pursued. *Nature*, 457, 788-789.
- Cernovsky, Z. Z. (1997). Pseudowissenschaftliche „Rassen“-Forschung der Gegenwart. In P. Mecheril & T. Theo (Hrsg.), *Psychologie und Rassismus* (S. 74-94). Hamburg: Rowohlt.
- Chorover, S. L. (1982). *Die Zurichtung des Menschen. Von der Verhaltenssteuerung durch die Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Conze, W & Sommer, A (1984). Rasse. In O. Brunner, W. Conze & R. Kosseleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischen –sozialen Sprache in Deutschland* (S. 135-178). Stuttgart: Klett Cotta.
- Daseking, M., Lipsius, M., Pettermann, F. & Waldmann, H. C. (2008). Intelligenz und kulturelle Einflüsse. Differenzen im Intelligenzprofil bei Kindern mit Migrationshintergrund: Befunde zum HAWIK-IV. *Kindheit und Entwicklung*, 17, 76-89.
- Essed, P. (1992). Multikulturalismus und kultureller Rassismus in den Niederlanden. In A. Kalpaka & N. Räthzel (Hrsg.), *Rassismus und Migration in Europa. Beiträge des Hamburger Kongresses: „Migration und Rassismus in Europa“ 25.-29. September 1990.* (S. 373-387). Hamburg: Argument.
- Fachschaft Soziologie (2008). Offener Brief an die Berufungskommission von 9. Dezember 2008. Zugriff am 12. März unter <http://fssoziologie.wordpress.com/2008/12/09rindermann>
- Foucault, M. (1995). *Archäologie des Wissens* (7. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1979). *Die Ordnung des Diskurses*. München: Hanser.
- Foucault, M. (2008). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks* (8. Auflage). Frankfurt am Main: Fischer.
- Fraser S. (Ed.) (1995). *Bell curve wars. Race intelligence, and the future of America*. New York: Basic Books.
- Fredrickson, G. M. (2004). *Rassismus. Ein historischer Abriß*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Galton, F. (1995). Hereditary talent and character. In R. Jacoby & N. Glauberan (Ed.), *The bell curve debate. History, documents, opinions* (pp. 393-404). New York: Times Books.
- Geulen, C. (2010). Die Herstellung natürlicher Ordnung. Formen und Verwandlungen rassistischer Praxis in der Neuzeit. In Sir Peter Ustinov Institut (Hrsg.), A. Pelinka & B. Haller (Red.), *„Rasse“- eine soziale und politische Konstruktion. Struktur und Phänomen des Vorurteils Rassismus* (S. 17-26). Wien: Braumüller.
- Gould, S. J. (1978). Morton's ranking of races by cranial capacity. Unconscious manipulation of data may be the scientific norm. *Science*, 200, 503-509.
- Gould, S. J. (1994). *Der falsch vermessene Mensch* (2. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Gould, S. J. (1995). Curveball. In S. Fraser (Ed.), *Bell curve wars. Race intelligence, and the future of America* (pp 11-22). New York: Basic Books.
- Gruber, H., Prenzel, M & Schiefele, H. (2006). Spielräume für Veränderung durch Erziehung (5. Aufl.). In A. Krapp & B Weidemann (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch* (S. 99-135). Basel: Belz.
- Guillaumin, C. (1998). Rasse. Das Wort und die Vorstellung. In U. Bielefeld (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* (S. 159-173). Hamburg: Hamburger Edition.
- Haller, M. & Niggeschmidt P. (Hrsg.) (2012). *Der Mythos vom Niedergang der Intelligenz*. Berlin: Springer.
- Hasselhorn, M., Bliesner, T. & Richter, M. (2007). Aktuelle Mitteilungen der DGPs (Ausgabe 11, Jahrgang 3). Zugriff am 9. Februar 2010 unter http://www.dgps.de/fg_rundmail/AktuelleMitteilungenNo11.pdf
- Herrnstein, R. J. & Murray, C. (1994). *The bell curve. Intelligence and class structure in american life*. New York: Free Press.
- Hunt, E. & Sternberg, R. J. (2006). Sorry, wrong numbers: An analysis of a correlation between skin color and IQ. *Intelligence*, 34, 131-137.
- Jäger, S. (2009). *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung* (5. Auflage). Münster: UNRAST.
- Jakobs, E. (1999). *Textvernetzung in den Wissenschaften. Zitate und Verweise als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns*. Tübingen: Niemeyer.
- Jensen, A. R. (2002). Psychometric g. Definition and substantiation. In R. J. Sternberg & E. L. Grigorenko (Ed.), *The general factor of intelligence. How general is it?* (pp. 39-53). London: Erlbaum.
- Jeschke, J. M., Gabriel, W. & Kokko, H. (2008). r-Strategist/K-Strategists. In Jorgensen, S. E. & Fath, B. D. (Ed.), *Encyclopedia of Ecology* (pp. 3113-3122). Oxford: Elsevier.
- Kamin, L. (1979). *Der Intelligenz-Quotient in Wissenschaft und Politik*. Darmstadt: Steinkopf.
- Kubinger, K. D. (2006). *Psychologische Diagnostik. Theorie und Praxis psychologischen Diagnostizierens*. Göttingen: Hogrefe.
- Leontjew, A. N. (1977). *Tätigkeit, Bewusstsein und Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett.

- Lentz, C. (2007). Universitätsdozent verbreitet unwidersprochen rassistische Theorien in Deutschlandradio: Wissenschaftler der Universität Mainz sind empört und fordern eine Stellungnahme des Senders (Pressemitteilung des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg Universität Mainz). Zugriff am 9. Februar 2010 unter www.ifeas.uni-mainz.de/Presse/PMRindermann19_12_07.pdf
- Lewin, B. A., Fine, J. & Young, L. (2001). *Expository discourse. A genre-based approach to social science research texts*. London: Continuum.
- Lewis, J. E., De Gusta, D., Meyer, M. R., Monge, J. M. Mann, A. E. & Holloway, R. L. (2011). The mismeasure of science: Stephen Jay Gould versus Samuel George Morton on skulls and bias. *Plos Biology*, 9, 1-6.
- Lewontin, R. C., Rose, S. & Kamin, L. J. (1988). *Die Gene sind es nicht... Biologie, Ideologie und menschliche Natur*. München: Psychologie Verlags Union.
- Lynn, R. & Vanhanen T. (2002). *IQ and the wealth of nations*. London: Praeger.
- Lynn, R. & Vanhanen, T. (2006). *IQ and global inequality*. Augusta: Washington Summit Books.
- Magiros, A. (1995). *Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie*. Hamburg: Argument.
- Massin, B. (2003). Mengele, die Zwillingsforschung und die „Auschwitz-Dahlem Connection.“ In C. Sachse (Hrsg.), *Die Verbindung nach Auschwitz. Biowissenschaften und Menschenversuche an Kaiser-Wilhelm-Instituten. Dokumentation eines Symposiums* (S. 201-254). Göttingen: Wallstein.
- Miles, R. (1991). *Rassismus - Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffes*. Hamburg: Argument.
- Mosse, G. L. (2006). *Die Geschichte des Rassismus in Europa*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Murdoch, S. (2007). *IQ. A smart history of a failed idea*. New Jersey: Wiley & Sons.
- Neisser, U., Boodoo, G., Bouchard, T. J., Boykin, A. W., Brody, N., Ceci, S. J. Halpern, D. F., Loehlin, J. C, Perloff, R., Sternberg, R. J. & Urbina, S. (1996). Intelligence. Knows und unknowns. *American Psychologist*, 51, 77-101.
- Ottmers, C. (2007). *Rhetorik* (2. Auflage). Stuttgart: Metzler.

- Pollak, A. & Wodak, R. (2001). *Der ausgebliebene Skandal. Diskurshistorische Untersuchung eines Wiener Gerichtsurteils*. Wien: Czernin.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2009). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (2. Auflage). München: Oldenburg.
- Quitow, W. (1990). *Intelligenz-Erbe oder Umwelt? Wissenschaftliche und politische Kontroversen seit der Jahrhundertwende*. Stuttgart: Metzler.
- Reisigl, M. & Wodak, R. (2001). *Discourse and discrimination. Rhetorics of racism and antisemitism*. London: Routledge.
- Rheindorf, M. (2006). Intertextualität. In H. Gruber, M. Rheindorf, K. Wetschanow, M. Reisigl, P. Muntigl & C. Czinglar (Hrsg.), *Genre, Habitus und wissenschaftliches Schreiben. Eine empirische Untersuchung studentischer Texte* (S. 141-174). Wien: Lit Verlag.
- Rindermann, H. (2007). Gibt es Unterschiede in Intelligenz und Wissen zwischen den Bevölkerungen verschiedener Länder? Interview in: Deutschlandradio Kultur. Zugriff am 9. Februar 2010 unter http://www.dradio.de/kultur/sendungen/thema_706040/Interview+Rindermann_DRadioKulturDez07.pdf
- Rose, S. (2009). Should scientists study race and IQ? No. Science and society do not benefit. *Nature*, 457, 786-788.
- Rushton, J. P. (2004) Placing intelligence into an evolutionary framework or how g fits into the r – K matrix of life-history traits including longevity. *Intelligence*, 32, 321-328.
- Rushton, P. J. (2005). *Rasse, Evolution und Verhalten*. Graz: Ares.
- Rushton, P. J. & Jensen, A. R. (2005). Thirty years of research on race differences in cognitive ability. *Psychology, Public Publicity and Law*, 11, (2) 235-294.
- Rushton, P. J. & Templer, D. I. (2009). National differences in intelligence, crime, income and skin color. *Intelligence*, 37, 341-346.
- Smedley, A. & Smedley, B. D. (2005). Race as biology is fiction, racism as a social problem is real. Anthropological and historical perspectives on the social construction of race. *American Psychologist*, 60, 16-26.
- Staudinger, U. M. (2009). Stellungnahme Vorstand DGPs Rindermann. Zugriff am 12. März 2010 unter www.dgps.de/_download/2009/Stellungnahme_Rindermann_Feb09.pdf

- Sternberg, R. J., Grigorenko, E. L. & Kidd, K. K. (2005). Intelligence, race, and genetics. *American Psychologist*, 60(1) 46-59.
- Süß, H. (2003). Intelligenztheorien. In K. D. Kubinger & R. S. Jäger (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Psychologischen Diagnostik* (S. 217-234). Berlin: Beltz.
- Templer, D. I. (2008). Correlational and factor analytic support for Rushton's differential K life history theory, *Personality and Individual Differences*, 45, 440-444.
- Templer, D. I. & Arikawa, H. (2006). Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective, *Intelligence*, 34, 121-139.
- Tucker W. H. (1994). *The science and politics of racial research*. Chicago: University of Illinois Press.
- Walter, W. (1983). *Der Geist der Eugenik. Francis Galtons Wissenschaftsreligion in kultursoziologischer Perspektive*. Bielefeld: Kleine.
- Wehner, M. & Potter, J. (1992). Mapping the language of racism. Discourse and the legitimation of exploitation. New York: Columbia University Press.
- Wicherts, J. M., Borsboom, D & Dolan, C. V. (2010). Why national IQs do not support evolutionary theories of intelligence. *Personality and Individual Differences*, 48, 91-96.
- Zimbardo, P. & Gerrig, R. J. (1999). *Psychologie* (7. Aufl.). Berlin: Springer.

Appendix

A: Inhaltsangaben der Studien

Inhaltsangabe von Rushton und Timpler (2009)

1. Introduction
2. Method
 - 2.1. International crime statistics for 1993-1996
 - 2.2. IQ scores
 - 2.3. PPP-GNI per capita 2002
 - 2.4. Demographic variables
 - 2.5. Skin color
3. Results
4. Discussion

Inhaltsangabe von Timpler (2008)

1. Introduction
2. Method
3. Results
4. Discussion

Inhaltsangabe von Timpler und Arikawa. (2006)

1. Method
2. Results
3. Discussion
4. Acknowledgments

In der Studien von Timpler und Arikawa wurd der Teil Method vergessen.

B: Transkript der Studie von Rushton und Timpler (2009)

001 1. Introduction

002 This paper examines the relation of nation differences in
003 violent crime to Lynn and Vanhanens's (2002, 2006) national IQ
004 scores and Rushton's (1985) r-K life-history hypothesis that
005 "one basic dimension-K-underlies much of the field of
006 personality" (1985, p.445; Rushton, 2000, 2004). For example,
007 Lynn and Vanhanen (2006) found national IQs reliably

008 correlated with national income (.68), adult literacy (.64),
009 enrolment in higher education (.75), life expectancy (.77), and
010 democratization (.57). Templer (2008) found Rushton's K
011 super-factor accounted for 75% of the variance across 129
012 national differences in IQ, birth rate, infant mortality, HIV/AIDS,
013 life expectancy, skin color, and GDP (median $r = .68$).

014 There seems little doubt about the reliability and validity of
015 the national IQ scores. Rindermann (2007a,b) discovered a
016 positive manifold encompassing national IQ and tests of educa-
017 tional achievement that suggested the existence of a g-factor
018 (Big G) among all the cognitive measures. Gelade (2008b)
019 validated the national IQs by using spatial statistics to show
020 that geographic neighbors had more similar IQs than nations
021 that are far apart. He found the relationship between location
022 and national IQ was even stronger than the relationship
023 between location and national average temperature. Other
024 studies have found that national IQ correlates with geographi-
025 cal distance from Africa (Kanazawa, 2008), atheism (Lynn,
026 Harvey, & Nyborg, 2009), educational achievement (Lynn,
027 Meisenberg, Mikk, & Williams, 2007; Lynn & Mikk, 2007),
028 scientific productivity measured by articles published (Morse,
029 2008), technological patents registered (Gelade, 2008a), and
030 value orientations such as traditionalism versus modernism
031 (Meisenberg, 2004).

032 Templer found the r-K correlations were higher with skin
033 color (mean $r = .74$), a more biologically influenced variable,
034 than they were with GDP (mean $r = .57$), a more culturally
035 influenced variable. He conceptualized skin color as a multi-
036 generational adaption to differences in climate. Previously,
037 he (Templer & Arikawa, 2006) found IQ correlated with skin
038 color across 129 countries ($r = -.92$; the higher the IQ the
039 darker the skin), as also with mean high winter temperature
040 ($-.76$) and mean low winter temperature ($-.66$). The
041 correlation between IQ and skin color remained even when
042 calculated separately within each of the three continents:

043 Africa, -.86; Asia, -.55; and Europe, -.63.
044 The present study relates cross national differences in
045 violent crime from 113 countries to national IQ scores,
046 measures of national income, skin color, and various life-
047 history indicators such as birth rate, infant mortality, life
048 expectancy, and HIV/AIDS. Much previous research has
049 supported a life-history approach to IQ and crime. Among
050 university students, Bogaert and Rushton (1989) found
051 correlations between general intelligence, self-reported
052 delinquency, sex guilt, mating effort (sexual permissiveness),
053 and an aggregate of life-history items assessing family size,
054 maturational speed, longevity, altruism, and reproductive
055 effort. Ellis (1988) found criminals had lower levels of
056 education, an earlier onset of sexual behaviour, more frequent
057 sexual partners, more siblings and half-siblings, and a shorter
058 life-span than non-criminals. Rowe, Rodgers, Meseck-Bushey,
059 and St. John (1989) found that among adolescents, 46 to 49%
060 of the variance in the level of delinquency engaged in by one
061 sibling was predicted by the amount of sexual intimacy
062 engaged in by the other. Rowe and Flannery (1994) found that
063 high scores on measures of delinquency and sexuality loaded
064 positively on measures of impulsivity, deceitfulness, and
065 rebelliousness, and negatively on parental affection and
066 encouragement of achievement. Rowe, Vazsonyi, and Figuer-
067 edo (1997) found that differences in delinquency correlated
068 with measures of mating effort (e.g., number of sexual
069 partners) both within individuals and across siblings.

070 Statistics on crime in the US show that African Americans
071 are over-represented and East Asian Americans under-
072 represented relative to European Americans. Since victim
073 surveys tell a similar story, the proportional differences
074 cannot be attributed to police prejudice or to bias in the
075 criminal justice system (Taylor & Whitney, 1999). In Canada, a
076 government commission found that Blacks were five times
077 more likely to be in jail than Whites and ten times more likely
078 than East Asians (Ontario, 1996). In Britain, the Home Office

079 (1999) reported that the Afro-Caribbean 2% of the population
080 made up 15% of the prison population. Lynn (2002) found an
081 East Asian-White-Black gradient in mean scores in psycho-
082 pathic personality indexed by childhood conduct disorder,
083 being suspended from school, scoring low on tests of moral
084 understanding, poor work commitment, maintaining mono-
085 gamous relationships, being responsible parents, engaging in
086 domestic violence, failing to live up to financial obligations,
087 recklessness in traffic accidents and in needing hospitaliza-
088 tion for injuries through altercations.

089 Finer grain analyses also show the race-crime link. Across
090 170 U.S. cities, Whitney (1995) found a correlation of $r = .69$
091 between the percentage of the population that was African
092 American and the rate of homicide. He found a similar
093 correlation ($r=.77$) across the 50 states. In a follow-up study,
094 Hama (1999) found a correlation of $r = .76$ between the
095 percentage of the population that was African American in
096 each of 50 states and an aggregate of murder, manslaughter,
097 rape, robbery, and aggravated assault.

098 The worldwide distribution of race differences in murder,
099 rape, and serious assault are found in the INTERPOL Year-
100 books. From the 1986 Yearbook, Rushton (1990) collated the
101 rates per 100,000 people for 12 East Asian countries, 48
102 European countries and 29 African and Caribbean countries
103 and found: for murder, 6, 5, and 9; rape, 3, 6 and 14; and
104 serious assault, 29, 66, and 130, respectively. From the 1990
105 Yearbook, Rushton (1995) examined the rates per 100,000
106 people for 12 East Asian, 41 European, and 23 Afro-Caribbean
107 countries and found: for murder, 3, 5, and 13; rape, 3, 5, and
108 17; and serious assault, 27, 63, and 213, respectively. From the
109 1993-96 Yearbooks, Rushton and Whitney (2002) examined
110 the rates per 100,000 people for 7 East Asian, 45 Caucasian,
111 and 22 Afro-Caribbean countries and found: for murder, 2, 4,
112 and 8; rape, 3, 4, and 6; and serious assault, 31, 34, and 136,
113 respectively.

114 In the present study, cross-national differences in violent
115 crime from 113 countries are related to national IQ measures
116 of national income, skin color, birth rate, infant mortality, life
117 expectancy, and HIV/AIDS.

118 2 Method

119 2.1 International crime statistics for 1993-1996

120 Table 1 presents the rates of murder, rape, and serious
121 assault per 1000,000 population from those published in the
122 1993-1996 INTERPOL Yearbooks, which provided data for 14
123 categories of crime in 116 countries. For clarity, we followed
124 previous research (e.g., Rushton & Whitney, 2002) and
125 winnowed the data to the three most serious and unambig-
126 uous crimes given definitional limits: Murder, "Any act
127 performed with the purpose of taking human life, in whatever
128 circumstance. This definition excludes abortion but includes
129 infanticide;" Rape (separate from other "Sex offences"); and
130 Serious assault, "An injury whereby life could be endangered,
131 including cases of injury involving the use of a dangerous
132 instrument. Cases where instruments are used merely to
133 threaten people without causing injury are to be excluded"
134 (INTERPOL, 1996, front matter, emphasis in original). In order
135 for a country to be included, all three categories of crime had
136 to be available for at least one reporting year. If more than one
137 year was available, we took the average. Rwanda was
138 excluded because of the anomalously high rate of homicide
139 reported, likely resulting from the civil strife occurring during
140 the period. For the United Kingdom, an average was taken of
141 the data reported separately for England and Wales, Scotland,
142 and Northern Ireland.

143 2.2 IQ scores

144 Table 1 presents national IQ scores from those assembled

145 by Lynn and Vanhanen (2006, Table 4.3 pp. 55-61). Of the
146 113 national IQs shown in Table 1, 73 were calculated directly
147 and 41 estimated on the basis of those from neighboring
148 countries. Although using only estimates of national IQ has
149 been criticized (Barnett & Williams, 2004; Hunt & Sternberg,
150 2006), the data show that for 25 countries with IQs estimated
151 in 2002 and later-measured, the correlation was .91 (Lynn &
152 Vanhanen, 2006, p. 54, Table 4.2). Gelade (2008b) validated
153 both the estimated and measured national IQs by using
154 spatial statistics to show that geographic neighbors had more
155 similar IQs than nations that are far apart.

156 **2.3 PPP-GNI per capita 2002**

157 Table 1 presents as the indicator of per capita income the
158 2002 PPP-GNI (Purchasing Power Parity Gross National
159 Income) assembled by Lynn and Vanhanen (2006, pp. 316-
160 323, Appendix 2). This metric was adopted by the World Bank
161 in 2000 as a broader and arguably more equitable measure of
162 a nation's wealth than the more frequently used Gross
163 Domestic Product (GDP) per capita, defined as the annual
164 market value of final goods and services produced within the
165 geographical boundaries of a nation. The PPP-GNI indicator
166 includes the goods and services produced by families for their
167 own consumption, which are relatively more important in
168 poor countries than in rich countries. The GNI values are
169 corrected for the "trade sector bias" in per capita indicators
170 using purchasing power parity" based on international
171 prices. PPI-GNI correlated .79 with the measure of GDP
172 reported by Templer (2008) based on data from Lynn and
173 Vanhanen (2002, pp. 249-256, Tables 3 and 4). In this paper
174 we report only the results for PPP-GNI.

175 **2.4. Demographic variables**

176 Data on life expectancy (in years), birth rate (per 1000
177 population), infant mortality (deaths per 1000 births), and

178 HIV/AIDS (percentage of afflicted adults) are taken from
179 those assembled by Templer (2008) based on the CIA World
180 Factbook. We supplemented missing data using the most
181 recent on-line version of this source (accessed on line
182 September 8, 2008).

183 **2.5 Skin color**

184 Table 1 presents skin color measured on a scale from 1
185 (very light) to 8 (very dark) from Templer (2008) as originally
186 formulated by Templer and Arikawa (2006) from a skin color
187 map of the world provided by Biasutti (1967). Because this
188 map did not delineate national boundaries, Templer and
189 Arikawa (2006) had three graduate students unaware of the
190 purpose of the study specify the dominant color for each of
191 129 countries. The correlations between pairs of raters
192 were .95, .95, and .93.

193 **3. Results**

194 Table 1 presents the values for the 12 variables for each of
195 the 113 countries. Their means and SDs are: IQ (85, 13),
196 homicide (10,15), rape (12,19), serious assault (134,18), birth
197 rate (20,11), life expectancy (68,12), infant mortality (29,31),
198 HIV/AIDS rate (2,7), skin color (3,2), and PPP-GNI (11,517,
199 10,340). Table 2 contains the correlation matrix for the
200 variables, all of which were significant and in the expected
201 direction. Table 3 presents the results of a principal components
202 analysis performed on the variables along with a varimax
203 rotation. All variables loaded on the first principal component,
204 which explained 52% of the total variance, with loadings: IQ
205 .90; Homicide, .37, Rape, .32, Serious Assault, .23; Birth rate,
206 -.84; Life expectancy, .93; Infant mortality, -.84; HIV/AIDS,
207 -.69; Skin Color, -.91; PPI-GNP, .78. However, there were
208 two factors with eigenvalues greater than 1.0 (3.1,1.2). A two-
209 factor solution showed that HIV/AIDS and the crime variables
210 combined to define a separate but correlated factor.

211 We examined the variables separately for each of the three
212 macro-races: 7 East Asian countries; 45 European countries,
213 and 22 Afro-Caribbean countries. The median PPI-GNP was
214 highest in East Asian countries (\$12,000), intermediate in
215 European countries (\$7400), and lowest in African and Black
216 Caribbean countries (\$1900). Across the three populations
217 there was an “ecological correlation” of -.96 between crime
218 and wealth (wealthier countries had less crime). Finer -grain
219 analyses found that while wealth was negatively related to
220 crime across European or East Asian countries, it was positively
221 related to crime across African and Caribbean countries (i.e., the
222 wealthier an African or Caribbean country, the greater was its
223 rate of violent crime).

224 Given the criticisms of the Lynn and Vanhanen (2006) IQ
225 data for Africa, we also examined the inter-correlations after
226 excluding the 19 sub-Saharan African countries to see if the
227 results remained with these African countries removed
228 (Angola, Benin, Botswana, Burkina Faso, Cote d’Ivoire, Ethiopia,
229 Gambia, Ghana, Madagascar, Malawi, Mauritania, Namibia,
230 Niger, South Africa, Swaziland, Tanzania, Uganda, Zambia, and
231 Zimbabwe). We found the relationship between crime and IQ
232 held ($r = -0,35$; $P < 0.01$), although the one between crime and
233 skin color did not (ns). The interpretation of this last null result
234 however is problematic as the East Asian countries had very low
235 rates of crime but not the lightest skin color. The sensitivity
236 analysis conducted by dropping African countries created
237 substantial range restriction in skin color and this range
238 restriction likely contributed to the difference in results
239 between the main analysis and the sensitivity analysis.

240 **4 Discussion**

241 Cross-national differences in rate of violent crime (murder
242 rape, and serious assault) were significantly correlated with a
243 country’s IQ scores (mean $r = -.25$, such that the higher the IQ

244 the lower the rate of crime); rate of HIV/AIDS (mean $r = .50$),
245 life expectancy (mean $r = .21$), and skin color (mean $r = .23$)
246 but not national income (mean $r = .00$). One reason that
247 national income is not as good a predictor of the quality of
248 human conditions as IQ is that other variables also influence
249 economic growth, the most important of which are economic
250 freedom (e.g., having a socialist or free market economy) and
251 possession of natural resources (such as oil, valuable minerals).
252 All these may affect per capita income and so weaken the
253 predictive power of GDP compared to IQ which apparently does
254 not vary as much within race, perhaps because it is more
255 heritable (Lynn & Vanhanen, 2006, pp. 247-261).

256 In the current study, five major variables were found to
257 correlate more highly with a biological variable (skin color)
258 than with an economic variable (PPP-GNI). This extends
259 previous work by Templer (2008). The finding that skin color
260 shows substantial correlations with rates of violent crime
261 confirms the importance of this variable, as originally identified
262 by Templer and Arikawa (2006). It merits further research
263 given the suggestion made by Jensen (2006) that pleiotropy
264 (genes having more than one effect) may underlie both IQ and
265 skin color. Skin color and IQ have been found to be correlated in
266 several studies of people of mixed-race ancestry (Jensen, 1998,
267 2006; Rushton, 2008; Rushton & Jensen, 2005, 2008).

268 It is interesting that the measures of national income
269 correlated more highly with crime across races than they did
270 within races, suggesting that racial IQ is the primary factor,
271 not national income. Although several explanations are
272 possible for these results, such as only wealthier nations
273 have the infrastructure to gather and report crime statistics, it
274 is also possible that wealth makes opportunities available for
275 engaging in behaviour not otherwise affordable. For example,
276 in Africa, there is also a link between wealth and HIV/AIDS
277 such that wealthier males turn their resources into additional
278 sexual partners. African and Caribbean countries, as well as

279 Black populations in the US, had the highest levels of HIV/
280 AIDS whereas East Asian populations had the lowest (see
281 Rushton & Bogaert, 1989, for review).

282 The results reported above did not depend on the
283 particular selection of countries because when Rushton
284 (1995) analyzed subsets of the countries from the ethnically
285 more homogeneous northeast Asia, central Europe, and sub-
286 Saharan Africa, the proportionate differences remained the
287 same-or became even greater. Nor did the pattern alter when
288 Rushton examined only Caribbean countries. The rate of total
289 violent crime in six mainly White/Amerindian countries
290 averaged 72 per 100,000, whereas in eight mainly Black
291 countries it averaged 449 per 100,000.

292 One methodological limitation in this study is that we used
293 only archival data assembled at the national aggregate level,
294 which many have criticized for a lack of control over correlated
294 factors (Barnett & Williams, 2004; Hunt & Sternberg, 2006).
295 Many of the limitations and strengths of such data have been
296 discussed by Lynn and Vanhanen (2006). Although Templer
297 and Arikawa's (2006) results have been criticized on both
298 theoretical and methodological grounds (Hunt & Sternberg,
299 2006), they have also been defended (Jensen, 2006), as well as
300 corroborated and extended (Kanazawa, 2008; Templer; 2008).

C: Transkript der Studie von Templer (2008)

1 1. Introduction

2 This paper provides a test of Rushton's (1985, 1990) "Differential K Theory," which
3 posits that individuals and groups differ on a suite of correlated life history and
4 reproductive strategy variables. Rushton (1985) conjectured that "one basic
5 dimension—K—underlies much of the field of personality" (p. 445). His application
6 of r-K theory to human differences built on MacArthur and Wilson's (1967) and
7 Wilson's (1975) description of how species colonize islands and become equilibrated.
8 Species genetically inclined to reproductive strategies produce more offspring but
9 provide less parental care; those with K-reproductive strategies produce fewer

10 offspring but provide greater parental care. Pianka (1970) and Wilson (1975)
11 described how r- and K-strategists differ in family, individual, population, and social
12 system characteristics. K-strategists have a slower rate of growth, delayed sexual
13 reproduction, higher encephalization, fewer offspring, lower infant mortality, more
14 parental care, and higher altruism. Rushton (1985) cited several animal studies which
15 show that the r–K continuum also applies to individual differences within species.

16 Research has confirmed many predictions from differential K theory (Rushton, 1990,
17 1995, 2004; Rushton, Bons, & Hur, in press). For example, among university
18 students, Bogaert and Rushton (1989) found correlations between self-reported
19 delinquency, sex guilt, mating effort (sexual permissiveness), general intelligence,
20 and an aggregate r–K battery of items assessing family size, maturational speed,
21 longevity, altruism, and reproductive effort. The results held when three separate
22 measures of family background were statistically controlled. Although the average
23 correlation between single indices of K was low, aggregate measures were predictive
24 of a general factor on which single items loaded an average of +0.31.

25 Other research has confirmed Rushton’s predictions. For example, Ellis (1988) found
26 criminals had an earlier onset of sexual behavior, frequent sexual partners, more
27 siblings and half-siblings, and a shorter life span than non-criminals. Rowe, Rodgers,
28 Meseck-Bushey, and St. John (1989) found that among adolescents, 36% to 49% of
29 the variance in the level of sexual intimacy engaged in by one sibling was predicted
30 by the amount of delinquency engaged in by the other. Rowe and Flannery (1994)
31 found that high scores on measures of sexuality and delinquency loaded positively on
32 measures of impulsivity, deceitfulness, and rebelliousness and negatively on parental
33 affection and encouragement of achievement. Rowe, Vazsonyi, and Figueredo (1997)
34 found that differences in delinquency correlated with measures of mating effort (e.g.,
35 number of sexual partners) both within individuals and across siblings. Figueredo,
36 Vasquez, Brumbach, and Schneider (2004) extended the evidence still further. They
37 found in a nationally representative sample that included 309 MZ and 333 DZ twin
38 pairs aged 25- to 74-years, that a substantially heritable “Super-K” dimension
39 comprised three lower-order factors (a lower-order K factor, a “co-vitality” health
40 factor, and a general personality factor). These findings were replicated by Figueredo,
41 Vasquez, Brumbach, and Schneider (2007) using a sub-sample who by middle-age
42 had chosen their life niches to marry (or not), to bear and raise offspring (or not), and
43 to create social networks. In both of the latter two studies, controlling for “social
44 privilege” (by regressing out level of education, race, and family income) accounted

45 for less than 10% of the variance and did not change the pattern of factor loadings.

46 Controversially, the theory has also been applied to population group differences.
47 Rushton (1995) reviewed data which showed that East Asians tended to fall toward
48 the K end of the continuum, Europeans intermediate, and Africans at the r end. For
49 example, East Asians averaged largest in brain size, highest in IQ score, slowest in
50 rate of maturation, oldest at age of first intercourse, oldest at age of first pregnancy,
51 greatest in marital stability, longest in life span, lowest in level of aggression, greatest
52 in law abidingness, lowest in sexual permissiveness, and lowest in rate of sexually
53 transmitted diseases. (For population group differences in HIV/AIDS, also see
54 Rushton & Bogaert, 1989.)

55 Rushton (2004) proposed that brain size (and its concomitant, intelligence) was the
56 most important of the myriad variables constituting the r–K continuum. He suggested
57 (see also Lynn, 1991, 2006) that population group differences in intelligence evolved
58 in part as an adaptation to the demands of surviving in colder climates where
59 gathering and storing food and keeping warm were a major challenge. However, brain
60 size is not the only variable related to geographic latitude that correlates with IQ.
61 Templer and Arikawa (2006) found skin color, conceptualized as a multigenerational
62 adaptation to differences in climate, was highly related to IQ across 129 countries of
63 the world ($r = -0.92$). IQ also correlated -0.76 with mean high winter temperature, and
64 -0.66 for mean low winter temperature. The correlation of IQ with skin color was
65 significantly higher than the correlation of IQ with several other variables, for example
66 gross domestic product per capita (GDP), where the correlation was $r = 0.63$.
67 Moreover, when the correlations between IQ and skin color were computed
68 separately within the three continents, the correlation still held: -0.86 for Africa; -0.55
69 for Asia; and -0.63 for Europe. Although Templer and Arikawa's results have been
70 criticized on both theoretical and methodological grounds (Hunt & Sternberg, 2006),
71 they have also been defended (Jensen, 2006) as well as corroborated and extended
72 (Kanazawa, 2008).

73 In the present study, several r–K related variables were compiled from 129 countries.
74 These were: mean IQ, birth rate, infant mortality, life expectancy, and rate of
75 HIV/AIDS infection. In addition, these variables were correlated with skin color and
76 gross domestic product per capita (GDP).

77 **2. Method**

78 The 129 countries employed by the present study are those assembled by Templer
79 and Arikawa (2006) as representing primarily indigenous people, who were defined
80 as having existed prior to 1492, a criterion previously used by Cavalli-Sforza,
81 Menzoni, and Piazza (1994). Data on life expectancy (in years), birth rate (per 1000
82 population), infant mortality (deaths per 1000 births), and HIV/AIDS (percentage of
83 afflicted adults) were provided by the CIA World Factbook (2006, details from the
84 author). IQ and real gross domestic product per capita were obtained from Lynn and
85 Vanhanen (2002) and Lynn and Vanhanen (2006) who calculated the mean IQ for
86 113 of 192 countries and estimated the IQ for 79 neighboring countries. For the 129
87 countries analyzed by Templer and Arikawa (2006), 55 had calculated and 74
88 estimated IQs. Although the estimating of IQs on the basis of neighboring countries
89 has been criticized (Hunt & Sternberg, 2006), Templer and Arikawa's analyses
90 showed that the correlations with skin color were very similar for both sets of IQ
91 scores. Furthermore, Lynn (2006) found that with 25 countries the correlation
92 between estimated and later measured IQ was 0.91. Skin color was measured on a
93 scale from 1 (very light) to 8 (very dark) (Biasutti, 1967). Because the map provided
94 by Biasutti did not delineate national boundaries, Templer and Arikawa had
95 three graduate students unaware of the purpose of the study specify the dominant
96 color for each of the 129 countries. The correlations between pairs of raters were
97 0.95, 0.95, and 0.93.

98 **3. Results**

99 The means and standard deviations for the seven variables across the 129 countries
100 are: IQ (85, 13), birth rate (24, 13), life expectancy (63, 12), infant mortality (47, 42),
101 HIV/AIDS rate (3, 7), skin color (4, 2), and GDP per capita (7083, 7291). Table 1
102 presents the values for the seven variables for each of the 129 countries. Table 2
103 contains the correlation matrix for the variables, all of which were significant and in
104 the expected direction. All correlations with skin color were higher than the
105 corresponding correlations with GDP. The contrasts were significant for intelligence
106 ($P < 0.001$), birth rate ($P < 0.001$), life expectancy ($P < 0.01$), and HIV/AIDS ($P <$
107 0.001) but not for infant mortality. A principal components analysis was performed on
108 these seven variables along with a varimax rotation. Only one factor had an
109 eigenvalue greater than 1 (3.1) and it accounted for 73.4% of the variance. It can be
110 regarded as representing Rushton's r -K dimension, with loadings: IQ, -0.93; birth
111 rate, 0.91; life expectancy, -0.96; infant mortality, 0.92; HIV/AIDS, 0.54; skin color,

112 0.93; 110 and GDP, -0.75.

113 4. Discussion

114 The results support the existence of a single common factor, the K factor, which
115 underlies a variety of life history traits such as birth rate, infant mortality, HIV/AIDS,
116 general intelligence, and life expectancy. It accounted for 73% of the variance. These
117 results thereby confirm a theoretical suggestion made by Rushton (1985, 1990, 2004)
118 that a broad heritable dimension underlies a number of individual differences. It also
119 confirms the predictions made by Rushton and Bogaert (1989) about the greater
120 susceptibility of some populations to infection by HIV/AIDS. It extends the recent
121 evidence for that heritable dimension provided by Figueredo et al. (2004, 2007) and
122 Rushton et al. (in press).

123 One methodological limitation in this study is the use of archival data assembled at
124 the national aggregate level, which many have criticized for a lack of control over
125 correlated factors (Hunt & Sternberg, 2006). Many of the limitations and strengths of
126 such data have been discussed by Lynn and Vanhanen (2006). Evolutionary theories
127 rest on a multitude of evidence and so cannot be “proven” by a single study based on
128 a single methodology. Here support comes from several lines of converging evidence.
129 For example, maternal IQ predicts child mortality in 222 Serbian Roma (Gypsy)
130 women, as well as age at first reproduction and total number of offspring (C^ˇ vorovic[´]
131 , Rushton, & Tenjevic, 2008). Additional data should be collected to rule out
132 alternative interpretations. In the current study, five major variables were found to
133 correlate more highly with a biological variable (skin color) than with an economic
134 variable (GDP). This supports the view that a biological substrate underlies the inter-
135 correlations. In Figueredo’s et al., 2004, 2007 studies, controlling for “social
136 privilege” (by regressing out level of education, race, and family income) accounted
137 for less than 10% of the variance and did not change the pattern of factor
138 loadings.

139 The finding that skin color shows substantial correlations with life expectancy, birth
140 rate, and infant mortality confirms the importance of this variable, as originally
141 identified by Templer and Arikawa (2006). It merits further research given the
142 suggestion made by Jensen (2006) that pleiotropy (genes having more than one
143 effect) may underlie both IQ and skin color. Skin color and IQ have been found to be
144 correlated in several studies of people of mixed-race ancestry (Jensen, 1998;

145 Rushton, 2008; Rushton & Jensen, 2005).

146 The nature of a latent common factor such as the r–K dimension requires inference
147 and interpretation. Life history theory provides a central organizing theoretical
148 principle for generating specific predictions as to which traits should be correlated and
149 it suggests physiological processes such as brain functioning that provide a substrate
150 (Jensen, 1998; Rushton, 2004). This latter approach was adopted by Figueredo et al.
151 (2006) who proposed an integration that traced the development of a life history from
152 genes to brain to the various associated components of the reproductive strategy.
153 They explored the psychometrics and behavioral genetics of the K factor, and specific
154 areas of the human brain, including the frontal lobes, amygdala, and hippocampus.
155 They then applied life history theory to predict patterns of development within the
156 brain that are either paedomorphic (i.e., development begins later, proceeds at a
157 slower rate, and has an earlier cessation) or peramorphic (i.e., development begins
158 early, proceeds at a faster rate, and has a later cessation). The theory of r–K
159 reproductive strategies may eventually provide an evolutionary understanding of
160 many seemingly disparate results in personality research.

D: Transkript der Studie von Templer und Arikawa (2006)

001 Both Rushton (1995, 1997, 2000) and Lynn (1991) have pointed out that ethnic
002 groups in colder climates score higher on intelligence tests than ethnic groups in
003 warmer climates. They contend that greater intelligence is needed to adapt to a
004 colder climate so that, over many generations, the more intelligent members of a
005 population are more likely to survive and reproduce. Their temperature and IQ
006 analyses have been descriptive rather than quantitative, however. In the present
007 quantitative study, we predicted a negative correlation between IQ and temperature.
008 We hypothesized that correlations would be higher for mean winter temperatures
009 (January in the Northern Hemisphere and July in the Southern Hemisphere) than for
010 mean summer temperatures. Skin color was conceptualized as a variable closely
011 related to temperature. It is viewed by the present authors as a multigenerational
012 reflection of the climates one's ancestors have lived in for thousands of years.
013 Another reason to predict correlations of IQ with temperature and skin color is the
014 product–moment correlation reported by Beals, Smith, and Dodd (1984) of 0.62
015 between cranial capacity and distance from the equator. Beals et al. based their
016 finding on 20,000 individual crania from every continent and representing 122
017 ethnically distinguishable populations. Jensen (1998) reasoned that natural selection
018 would favor a smaller head with a less spherical shape because of better heat

019 dissipation in hot climates. Natural selection in colder climates would favor a more
020 spherical head to accommodate a larger brain and to have better heat conservation.

021 We used an index of per capita income-real gross domestic product (GDP) per capita
022 to compare the correlations of income with IQ to those of temperature and skin color
023 with IQ. There is a strong rationale for predicting a positive relationship between IQ
024 and real GDP per capita. Common sense dictates that more intelligent populations
025 can achieve greater scientific, technological, and organizational advancement.
026 Furthermore, it is well established that conditions associated with poverty, such as
027 malnutrition and inadequate prenatal/perinatal and other health care, can prevent the
028 attainment of genetic potential. Lynn and Vanhanen (2002) did indeed find positive
029 correlations between adjusted IQ and real GDP per capita of nations throughout
030 the world. Their scatter plots vividly show that countries south of the Sahara Desert
031 have both the lowest real GDPs per capita in the world and the lowest mean IQs in
032 the world (in the 60s and 70s). The real GDP per capita in high-IQ countries is much
033 more variable. For example, China and Korea have very high mean IQs but rather low
034 real 034 GDPs per capita. In this study, we considered only countries (N =129) with
035 primarily indigenous people—those with populations that have persisted since before
036 the voyages of Christopher Columbus. It is acknowledged that there have been many
037 migrations both before and after Columbus. However, the year 1492 has previously
038 been used to define indigenous populations (Cavalli-Sforza, Menzoni, & Piazza,
039 1994).

040 1. Method

041 Mean IQs and real GDPs per capita of 129 countries were obtained from Lynn and
042 Vanhanen (2002). Although these authors provided data for 185 countries, we
043 considered only 129 countries because we wanted to restrict our research to
044 indigenous peoples. Thus, we excluded Australia, New Zealand, countries in North
045 and South America and the Caribbean, and very small islands with no data on the
046 skin color. We also excluded Israel because people from many countries have settled
047 there since the nation's inception in 1948. Lynn and Vanhanen's IQ means came from
048 different tests administered in different eras in countries that differed in educational
049 attainment. However, these authors adjusted for the Flynn effect—the improved
050 performance on intelligence tests noted in recent decades. Moreover, 50 of the 55
051 calculated IQs used in our analyses were obtained with the Raven Progressive
052 Matrices and/or the Cattell Culture Fair Test. Both instruments are devoid of

053 educational and specific culture content. A further caveat is that Lynn and Vanhanen
054 (2002) calculated IQs for 81 of 185 countries but estimated IQs for the other 104
055 countries, using mean IQs of neighboring countries. For the 129 countries used in the
056 present study, 55 mean IQs were calculated and 74 were estimated by Lynn and
057 Vanhanen. The similarity of the correlations for calculated and estimated IQs (Table
058 4) supports this aspect of Lynn and Vanhanen's methodology.

059 A physical anthropology source was used to obtain data on skin color (Biasutti, 1967).
060 It should be noted, however, that physical anthropologists have traditionally
061 assessed skin color inside the upper arm, which is affected only minimally by sun
062 exposure. The source contains a map of the world with eight categories of
063 skin color ranging from 1 (very light) to 8 (very dark). Because the map does not
064 delineate the various countries of the world, three graduate students who were
065 unaware of the purpose of our study independently determined the predominant skin
066 color for each of the 129 countries. The word predominant was used because some
067 countries had more than one skin color. The product-moment correlation coefficients
068 between raters were 0.95, 0.95, and 0.93, suggesting very little subjectivity. For each
069 country, the mean of the three skin color ratings was used.

070 Mean January high temperature, mean January low temperature, mean July high
071 temperature, and mean July low temperature for all 129 countries were obtained from
072 Fodor's World Weather Guide (Pearce & Smith, 1998). The guide covers many cities
073 in larger countries but only one or two in small countries. It provided information for
074 10 Indian cities, 10 Chinese cities, and 11 Russian cities. For each country, we
075 averaged the temperature information for all the cities covered by the guide. We
076 defined winter temperatures as January temperatures in the Northern Hemisphere
077 and July temperatures in the Southern Hemisphere. Summer temperatures were July
078 temperatures in the Northern Hemisphere and January temperatures in the Southern
079 Hemisphere.

080 **2. Results**

081 Table 1 contains the means and standard deviations of IQ, skin color, winter (January
082 in Northern Hemisphere and July in Southern Hemisphere) mean high temperature,
083 summer mean low temperature, and 1998 mean real GDP per capita in US dollars.
084 Table 2 contains the mean IQ, the skin color, real GDP per capita, and the four mean
085 temperatures for all of the 129 countries included in the study. Table 3 contains the

086 product–moment intercorrelations for the independent variables. Table 4 shows the
087 product–moment correlation coefficients of IQ with all of the independent variables. It
088 presents correlations for the 55 countries whose mean IQs were calculated by Lynn
089 and Vanhanen, the 74 countries whose means were estimated by those authors, and
090 all 129 countries. It is apparent that all of the correlations with skin color, winter
091 temperatures, and real GDP per capita are significant. Mean winter temperatures
092 correlated more strongly with IQ than mean summer temperatures. Moreover, the
093 correlation of IQ with skin color, -0.92, was significantly ($p < 0.001$) higher than the
094 correlation of IQ with mean winter high temperature, significantly ($p < 0.001$) higher
095 than the correlation of IQ with mean winter low temperature, and significantly (p
096 < 0.001) higher than the correlation of IQ with real GDP per capita.

097 We performed multiple regression analysis with IQ as the dependent variable and the
098 independent variables of skin color, mean winter high temperature, mean winter low
099 temperature, mean summer high temperature, mean summer low temperature, and
100 real GDP per capita. Real GDP per capita was the only independent variable that
101 significantly ($p < 0.001$) improved prediction beyond skin color. With this second
102 variable, R rose from 0.917 to 0.922, and R^2 rose from 0.841 to 0.850.

103 In the statistical analyses with all 129 countries population of country was not
104 controlled for. China with 1.2 billion persons was weighted the same as Estonia with
105 1.4 million persons. The correlations with IQ were again performed but controlling for
106 2001 population of country. The product–moment correlations controlling for
107 population were almost identical to those not controlling for population. They were
108 -0.92 for skin color, 0.64 for real GDP per capita, -0.76 for winter high, -0.66 for
109 winter low, -0.31 for summer high, and -0.41 for summer low. The near identical
110 correlations can be understood in terms of the zero order correlation ($r = -0.015$)
111 between IQ and population.

112 An inspection of Table 2 suggests that the high correlations are in part a function of
113 the large discrepancy between the Black African countries combined and the other
114 countries combined in IQ, skin color, per-capita income, and temperature. Therefore,
115 the correlations were performed separately for the 41 Black African nations and the
116 other 88 nations. The 41 Black African countries are Angola, Benin, Botswana,
117 Burkina Faso, Burundi, Cameroon, Central African Republic, Chad, Congo
118 (Brazzaville), Congo (Zaire), Cote d'Ivoire, Djibouti, Equatorial Guinea, Eritrea,

119 Ethiopia, Gabon, Gambia, Ghana, Guinea, Guinea-Bissau, Kenya, Lesotho, Liberia,
120 Malawi, Mali, Mozambique, Namibia, Niger, Nigeria, Rwanda, Senegal, Sierra Leone,
121 Somalia, South Africa, Sudan, Swaziland, Tanzania, Togo, Uganda, Zambia, and
122 Zimbabwe. Table 5 presents the product–moment and rank order correlations of IQ
123 with the independent variables for 41 Black African countries and for the other
124 countries. There appear to be two salient generalizations permitted by Table 4. One is
125 that the correlations are much lower for the Black African countries. Such lower
126 correlations are very understandable in view of the restricted variance in these
127 countries. The standard deviations for the Black African and other countries
128 respectively are 3.46 and 7.56 in IQ, 0.45 and 1.42 in skin color, \$1769.37 and
129 \$8444.85 in real GDP, 5.94 and 10.84 in winter low temperature, 4.23 and 11.68 in
130 winter high temperature, 3.8 and 5.39 in summer low temperature, and 3.87 and 5.71
131 in summer high temperature. The second generalization is that the pattern of
132 correlations for the 88 other countries combined is rather similar to the pattern with all
133 129 countries.

134 3. Discussion

135 The negative correlations between IQ and temperature are congruent with the
136 observations of Rushton and of Lynn that higher IQs are found in colder climates. The
137 fact that the correlations between winter temperatures and IQ were higher than those
138 between summer temperatures and IQ provide further support for their contentions.
139 (The reasons for the correlations with winter high temperature being some- what
140 higher than with winter low temperature are not clear. It is possible that in the process
141 of evolution the active coping with the environment took place more during the
142 warmer daylight hours.) It should be pointed out, however, that the correlation of IQ
143 with GDP per capita is of about the same magnitude as the correlation of IQ with
144 winter temperature. It should further be noted that the correlations of IQ with skin
145 color and temperature are congruent with the correlation of 0.62 between cranial
146 capacity and distance from the equator reported by Beals et al. (1984). Skin color is
147 both more theoretically related to climate than to income and more rooted in biology
148 than either temperature or income. The most salient finding is the very high (for the
149 social and behavioural sciences) correlation of -0.92 between skin color and IQ score.
150 It should be noted, however, that we conceptualized skin color as a climatic variable.
151 It would be absurd to suggest that a lighter complexion makes people more intelligent
152 or that higher intelligence lightens the skin. A possible reason why skin color
153 correlated more highly than temperature with IQ is that it is a multigenerational

154 reflection of climatic history. It takes thousands of years for skin color to change
155 through evolution. For example, desert Amerindians are lighter than Negroid persons
156 south of the Sahara Desert because they have not lived in a hot climate for as long.
157 Mongoloid persons moved from Siberia to the Americas relatively recently.
158 Nevertheless, it should be acknowledged that the present findings provide more
159 support for the contention of Rushton and Lynn that higher IQs are found in colder
160 climates than their postulated evolutionary processes. The formulation of any
161 postulated evolutionary process involves hundreds if not thousands of facts and
162 relationships. The correlations of the present study are consistent with the
163 evolutionary postulates of Rushton and Lynn but do not provide definitive evidence.

164 It could be argued that the Lynn/Rushton evolutionary/ genetic position provides only
165 one of several plausible explanations for the present findings. One of these is the
166 formulation of Diamond (1997) who categorically rejects genetic determination.
167 Diamond maintained that it is geography and not biology that accounts for the earlier
168 and higher levels of technological development in some parts of the world than in
169 other parts. His assumption that geographically isolated regions cannot benefit from
170 innovations in other regions is self-evident. Diamond methodically explained why
171 only a small minority of plants and animals can be domesticated, and that inventions
172 are dependent upon prior inventions. The geography of Eurasia facilitates the
173 diffusion of ideas, knowledge, animals, plants and technology on its west–east axis.
174 The greater similarity of climate along a west–east axis is also an advantage in
175 contrast to the north–south axis of the Americas and Africa. The Sahara Desert is a
176 major geographical impediment to the diffusion of knowledge and resources in Africa.
177 It is likely that the Diamond's conceptualization contributes to some but not all of the
178 big picture provided by the present findings and assorted research. It does not mesh
179 well with the correlation of 0.62 between cranial capacity and distance from the
180 equator reported by Beals et al. (1984). There is probably no one conceptual
181 contribution that explains 100% of the present findings.

182 The rationale for conceptualizing skin color as a climate-related variable is supported
183 by the fact that, in our multiple regression analysis, temperature did not improve
184 prediction beyond that provided by skin color alone. Nevertheless, it cannot be denied
185 that skin color is also a biological variable. In our opinion, at least on an international
186 level, it now deserves to be categorized with brain size and musculoskeletal traits
187 (Rushton & Rushton, 2003) as a biological correlate of intelligence. The correlation

188 between IQ and skin color in individual countries is probably much weaker because
189 skin color does not vary as much in a single country as globally. Also, it should be
190 borne in mind that the correlations are based upon group means and not individuals
191 and so result in higher orders of magnitude than would otherwise be the case. It is
192 recognized that malnutrition and tropical diseases can affect the brain, and
193 inadequate medical care can lower intelligence in poor countries. However, the
194 finding that IQ correlates more highly with skin color than with income could be
195 viewed as congruent with the Lynn/ Rushton conceptualization.

196 The Black African vs. rest of the world discrepancies could be viewed as consistent
197 with the review of Jensen (1998) on genetic distance between ethnic groups. Jensen
198 pointed out that the genetic distance on a number of different biological variables
199 between Caucasoids and Mongoloids is less than that between Negroids and the
200 other two groups. These biological variables include brain size, blood groups,
201 enzymes, and proteins involved in the immune system. Jensen noted that such a
202 Negroid vs. non-Negroid distinction is also obtained on the physical characteristics
203 that physical anthropologists traditionally use in categorizing the races. Nevertheless,
204 the composite of the present evidence and genetic distance findings does not permit
205 unequivocal statements about the genetic determination of the present findings. The
206 great poverty of Africa produces conditions that can unquestionably lower IQ such as
207 malnutrition, disease, inferior prenatal care, and inferior perinatal care. The incidence
208 of epilepsy is very high in Africa, and this has been attributed to malnutrition, parasitic
209 and other brain infections, febrile convulsions, and birth injuries (Osantokun et al.,
210 1987).

211 It could be argued that there are methodological limitations with respect to the mean
212 IQs provided by Lynn and Vanhanen (2002). One possible limitation is that for 74 of
213 the countries used in the present study the IQs were estimated on the basis of IQs in
214 neighboring countries. The present authors maintain that the assumption of
215 neighboring countries tending to have similar IQs is not entirely arbitrary and
216 unjustifiable. We use the analogy of height because height and IQ have similar
217 determinations such as genetics, nutrition, and health care. It would seem more
218 reasonable to predict height of Norwegians from the height of Swedes than from the
219 height of Italians. Furthermore, the fact that the correlations for the calculated IQ
220 countries and estimated IQ countries are similar lends credence to the legitimacy of
221 the Lynn and Vanhanen procedure for estimating mean IQs. Another possible
222 limitation is that the Lynn and Vanhanen means are based on different tests

223 administered in different eras and in countries that differ in average educational
224 attainment. However, Lynn and Vanhanen made adjustments for the Flynn effect,
225 an increase in intelligence test performance in recent decades (Flynn, 1987). And, for
226 50 of the 55 countries in which IQ was calculated and used in the present study, the
227 Raven Progressive Matrices and/or the Cattell Culture Fair Test were used. Although
228 both of these instruments appear to be void of educational and specific culture
229 content, it cannot be assumed that they are equally effective in measuring intelligence
230 around the world. The fact that skin color is not uniform within countries (as displayed
231 in Biasutti, 1967), could also be seen as a methodological limitation. However, the
232 very high inter-rater reliability, combined with the high correlations with skin color,
233 indicate the effects of this limitation are rather small. Furthermore, the positive
234 correlation between skin color and temperature provide evidence for the validity of the
235 skin color map employed. The fact that the N for some of the mean IQ's of the
236 countries provided by Lynn and Vanhanen are below optimal constitutes an additional
237 limitation. Measurement instrument limitations ordinarily attenuate rather than inflate
238 correlations. Our correlations are high.

239 **Acknowledgments**

240 We thank Joan Ensher for library research, anthropologist, Roger La Jeunesse for
241 helpful suggestions.

E Tabellenverzeichnis der Studien

Tabellenverzeichnis von Rushton und Templer (2009)

Table 1

Means for homicide, rape, and serious assault, birth rate, life expectancy, infant mortality, HIV/AIDS, skin color, gross domestic product, and gross national income for 113 countries

Table 2

Correlations for IQ, homicide, rape, serious assault, birth rate, life expectancy, infant mortality, HIV/AIDS, skin color, gross domestic product, and gross national income for 113 countries.

Table 3

Principal components analysis of correlations in Table 2.

Tabellenverzeichnis von Templer (2008)

Table 1

Means for IQ; birth rate per 1000 population, life expectancy, infant mortality per 1000 live births, HIV/AIDS adult prevalence rate (%), skin color, and gross domestic product per capita for 129 countries

Table 2

Correlations of IQ, birth rate, life expectancy, infant mortality, HIV/AIDS, skin color, and GDP across 129 countries

Tabellenverzeichnis von Templer und Arikawa. (2006)

Table 1

Means and standard deviations for all variables

Table 2

Calculated and estimated IQ, skin color, real GDP per capita, and mean Celsius temperatures for all countries

Table 2

Calculated and estimated IQ, skin color, real GDP per capita, and mean Celsius temperatures for all countries

Table 3

Intercorrelations of independent variables—temperature, skin color, and real GDP per capita

Table 4

Product–moment and rank order correlations of independent variables with mean IQ of country

Table 5

Product–moment and rank order correlations will mean IQ for the 41 Black African countries and the 88 other countries

F: Abstracts der Studien

Abstract Rushton und Templer (2009)

National differences in murder, rape, and serious assault were examined in 113 countries in relation to national IQ, income, skin color, birth rate, life expectancy, infant mortality, and HIV/ AIDS. Data were collated from the 1993–1996 International Crime Statistics published by INTERPOL. Violent crime was found to be lower in countries with higher IQs, higher life expectancies, lighter skin color, and lower rates of HIV/AIDS, although not with higher national incomes or higher rates of infant mortality. A principal components analysis found the first general factor accounted for 52% of the variance. Moreover, the correlations were significantly higher with skin color, a more biologically influenced variable, than with measures of national income, a more culturally influenced variable. When the 19 sub-Saharan African countries were excluded from analysis the crime/IQ relation held but the crime/skin color relation did not.

Abstract Templer (2008)

The present study examines predictions from Rushton's differential K theory that diverse traits covary with intelligence, reproductive strategies, speed of maturation, parental care, and longevity. The predictions are tested by inter-correlating 129 cross-national differences in IQ, birth rate, infant mortality, HIV/AIDS, and life expectancy. A K super-factor accounted for 75% of the variance. Moreover, the correlations were significantly higher with skin color, a biological variable, than they were with gross domestic product (GDP), a culturally influenced variable. The median of the 21 inter-correlations among the seven variables was 0.68.

Abstract Templer und Arikawa (2006)

The impetus for our study was the contention of both Lynn [Lynn, R. (1991) Race differences in intelligence: A global perspective. *Mankind Quarterly*, 31, 255–296] and Rushton [Rushton, J. P. (1995). *Race, evolution and behavior: A life history perspective*. New Brunswick, NJ: Transaction; Rushton, J. P. (1997). *Race, intelligence, and the brain: The errors and omissions of the revised edition of S.J. Gould's the mismeasurement of man. Personality and Individual Differences*, 23, 169–180; Rushton, J. P. (2000). *Race, evolution, and behavior. A life history perspective* (3rd edition). Port Huron: Charles Darwin Research

Institute] that persons in colder climates tend to have higher IQs than persons in warmer climates. We correlated mean IQ of 129 countries with per capita income, skin color, and winter and summer temperatures, conceptualizing skin color as a multigenerational reflection of climate. The highest correlations were -0.92 (rho = -0.91) for skin color, -0.76 (rho = -0.76) for mean high winter temperature, -0.66 (rho = -0.68) for mean low winter temperature, and 0.63 (rho = 0.74) for real gross domestic product per capita. The correlations with population of country controlled for are almost identical. Our findings provide strong support for the observation of Lynn and of Rushton that persons in colder climates tend to have higher IQs. These findings could also be viewed as congruent with, although not providing unequivocal evidence for, the contention that higher intelligence evolves in colder climates. The finding of higher IQ in Eurasians than Africans could also be viewed as congruent with the position of Diamond (1997) that knowledge and resources are transmitted more readily on the Eurasian west–east axis.

G Sinneinheiten der Studien

Sinnabschnitte von Rushton und Templer (2009)

Handlungen und Operationen im Teil: 1 Introduction (1 bis 117)

Angabe des Untersuchungsgegenstands der Studie (2 bis 6)

- Zitat Lynn und Vanhanen (2002, 2006)
- Rushton (1985, 1985, 2000, 2004)

Beleg der Reliabilität von nationalen IQs (6 bis 10)

- Zitat Lynn und Vanhanen (2006)
-

Beleg des Erklärungswertes von Rushtons K Faktor (10 bis 13)

- Zitat Templer (2008)

Argumentation Reliabilität und Validität nationaler IQs (14 bis 31)

Konklusion (14 bis 15)

Indiz 1: Zitat Rindermann (2007a,b) (15 bis 18)

Indiz 2: Zitat Gelade (2008b) (18 bis 23)

Indiz 3: Zitat Kanazawa (2008) (24 bis 25)

Indiz 4: Zitat Lynn, Harvey und Nyborg (2009) (25 bis 26)

Indiz 5: Lynn, Meisenberg, Mikk und Williams (2007) und Lynn und Mikk, (2007) (26 bis 27)

Indiz 6: Morse (2008) (28 bis 29)

Indiz 7: Gelade (2008b) (29)

Indiz 8: Meisenberg (2004) (31)

Begründung des Zusammenhangs zwischen Hautfarbe, IQ und Temperaturen in Afrika Europa und Asien (32 bis 43)

Überleitung von r-K Konzept und Abgrenzung von GDP (32 bis 34)

Definition von Hautfarbe (35 bis 36)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (36 bis 43)

Ziele der Studie (44 bis 48)

Argumentation einer Annäherung von IQ und Kriminalität über die Lebensspanne (44 bis 69)

Konklusion (48 bis 49)

Indiz 1: Zitat Bogaert and Rushton (1989) (49 bis 55)

Indiz 2: Zitat Ellis (1988) (55 bis 58)

Indiz 3: Zitat Rowe, Rodgers, Meseck-Bushey und St. John (1989) (58 bis 62)

Indiz 4: Zitat Rowe and Flannery (1994) (62 bis 66)

Indiz 5: Zitat Rowe, Vazsonyi und Figueredo (1997) (66 bis 69)

Begründung Überrepräsentanz Afroamerikaner gegenüber ostasiatische Amerikaner in Kriminalitätsstatistiken (70 bis 88)

Widerlegung möglicher Ursachen mittels Zitat Taylor und Withney, (1999) (72 bis 75)

Indiz 1: Zitat Kriminalitätsstatistiken aus Kanada (75 bis 78)

Indiz 2: Zitat Kriminalitätsstatistiken aus Großbritannien (78 bis 80)

Begründung eines Anstiegs bei Ostasiaten, Weiße und Afrikanern in psychopathischen Persönlichkeitseigenschaften (80 bis 88)

Zitat Lynn (2002)

Argumentation eines Zusammenhangs zwischen schwarzer Hautfarbe und höhere Kriminalität (89 bis 97)

Konklusion (89)

Indiz 1: Zitat Whitney (1995) (89 bis 93)

Indiz 2: Zitat Hama (1999) (94 bis 97)

Argumentation einer weltweiten Verteilung von ‚Rassendifferenzen‘ bei Mord, Vergewaltigung und schwere Körperverletzung (98 bis 113)

Konklusion und Quellenerwähnung (98 bis 100)

Indiz 1: Zitat Rushton (1990) (100 bis 104)

Indiz 2: Zitat Rushton (1995) (104 bis 108)

Indiz 3: Zitat Rushton und Whitney (2002) (108 bis 113)

Ziele der Studie (114 bis 117)

Handlungen und Operationen im Kapitel 2 Method (118 bis 192)

Unterkapitel: 2. 1 International crime statistics for 1993-1996 (120 bis 142)

Quellenangabe der Daten für Mord, Vergewaltigung und schwere Körperverletzung (120 bis 123)

Begründung und Definition der Verwendung der Variablen Mord, Vergewaltigung und schwere Körperverletzung

Zitat Rushton und Withney (2002) (123 bis 124)

Definition Mord (126 bis 129)

Definition Vergewaltigung (129 bis 130)

Definition schwere Körperverletzung (130 bis 133)

Einschluss- Ausschlusskriterien für Länder (134 bis 142)

Unterkapitel 2.2 IQ scores

Quellenangabe zu IQ Daten (144 bis 145)

Zitat Lynn und Vanhanen (2006)

Erklärungen zur Berechnung nationaler IQs (145 bis 148)

Widerlegung von Kritik an dieser Berechnung (148 bis 155)

Zitierung Kritik bzw. Kritker Barnett und Williams (2004) und Hunt und Sternberg, 2006

Widerlegung durch Zitat Lynn und Vanhanen (2006) und Gelade (2008b)

Unterkapitel: 2.3 PPP-GNI per capita 2002 (156 bis 174)

Quellenangabe zur PPP-GNI (157 bis 162)

Zitat Lynn und Vanhanen (2006)

Erklärung Bevorzugung PPP-GNI gegenüber GDP (Gross domestic Product) (162 bis 174)

Definition GDP (163 bis 165)

Definition und Erklärungen zu PPP-GNI (165 bis 171)

Zitat Templer (2008) und Lynn und Vanhanen (2002)

Unterkapitel 2.4 Demographic variables (175 bis 182)

Quellenangabe der demographischen Variablen (176 bis 182)

Zitat Templer (2008)

Unterkapitel: 2.5 Skin color

Quellenangabe der Daten zu skin color (184 bis 187)

Zitat Templer (2008) (184 bis 185)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (185 bis 186)

Zitat Biasutti (1967) (186 bis 187)

Begründung Hautfarbenrating und Beleg der Gültigkeit

Zitat Templer und Arikawa (2006) (187 bis 191)

Angabe Interraterkorrelationen (191 bis 192)

Handlungen und Operationen im Teil 3 Results (193 bis 239)

Angabe der Daten in der Tabelle 1 (194 bis 199)

Angabe der Mittelwerte und Standardabweichungen der 12 Variablen (194 bis 199)

Erwähnung der Ergebnisse in Tabelle 2 (199 bis 201)

Angabe der Ergebnisse der Hauptkomponentenanalyse (201 bis 210)

Angabe Variablen getrennt 3 ‚Makrorassen‘ berechnet (ostasiatische, europäische und afrokaribische Länder) (211 bis 213)⁶⁶

Beleg ostasiatische Länder wohlhabender als europäische Länder und afrokaribische Länder am ärmsten (213 bis 216)

Begründung des Zusammenhangs zwischen Wohlstand und Kriminalität in afrokaribische Länder (216 bis 223)

Angabe negativer Korrelation Kriminalität und Wohlstand über die Ländergruppen (216 bis 218)

Beleg durch Hinweis auf „finer grain analysis“ auf Zusammenhang zwischen Kriminalität und Wohlstand in afrokaribische Länder (216 bis 223)

Diskussion Zusammenhang Kriminalität und IQ unter Ausschluss 19 schwarzafrikanischer Länder aufrecht und Zusammenhng Kriminalität und Hautfarbe nicht (216 bis 239)

Erwähnung Kritik an IQ Daten (224 bis 225)

Beschreibung Vorgehen (225 bis 231)

Ergebnisdarstellung (231 bis 233)

Diskussion der Ergebnisse (233 bis 239)

Handlungen und Operationen im Teil 4 Discussion (240 bis 300)

Begründung IQ als besseren Prädiktor für menschliche Lebensbedingungen nationales Einkommen (241 bis 255)

Angabe außer nationales Einkommen hängen alle Variablen mit Kriminalität zusammen (241 bis 246)

Mögliche Ursachen das nationales Einkommen kein so guter Prädiktor ist (246 bis 253)

Angabe von Vorteilen des IQ mit Zitat Lynn und Vanhanen (2006) (253 bis 255)

Begründung stärkeren Zusammenhang zwischen IQ und Kriminalität als zwischen nationalen Wohlstand und Kriminalität (241 bis 255)

Gegenüberstellung Variablen die mit Kriminalität zusammenhängen (241 bis 246)

Begründung der Wichtigkeit der Variable Hautfarbe und Verbindung der Variable IQ mit der Biologie (256 bis 267)

Interpretation der Ergebnisse (256 bis 258)

⁶⁶ Eine Definition bzw. Klärung des Begriffs Makrorassen steht in der Studie nicht.

Anschluss Arbeiten von Templer (2008) (258 bis 259)

Interpretation der Zusammenhänge zwischen Hautfarbe und Kriminalität (259 bis 261)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (262)

Herstellung Verbindung Ergebnisse mit weiterer genetischer Forschung und Zitat Jensen (2006) (262 bis 265)

Belege für Zusammenhang IQ und Hautfarbe durch Zitate Jensen (1998, 2006) (266 bis 267)

Rushton, (2008) und Rushton und Jensen (2005, 2008) (267)

Diskussion IQ primärer Faktor gegenüber nationalen Einkommen (268 bis 275)

Erwähnung (ohne Zahlen) Korrelation für IQ als primären Faktor spricht (268 bis 271)

Angabe möglicher Erklärung (271 bis 275)

Begründung Zusammenhangs Wohlstand und HIV (275 bis 281)

Konklusion 275 bis 276

Erklärung (277 bis 278)

Indikator Zitat Rushton und Bogaert (1989) (277 bis 281)

Argumentation Resultate nicht durch selektive Auswahl von Ländern verursacht

Konklusion (282 bis 283)

Indiz 1 mit Zitat Rushton (1995) (283 bis 291)

Indiz 2 (287 bis 288)

Indiz 3 (288 bis 291)

Erwähnung Kritik an verwendete Daten (292 bis 294)

Zitat Barnet und Williams (2004) (294)

Zitat Hunt und Sternberg (2006) (294)

Verweis auf Diskussionen um Stärken und Schwächen der verwendeten Daten (295-296)

Zitat Lynn und Vanhanen (2006)

Erwähnung von Kritik, Verteidigung, Bestätigung und Erweiterung der Resultate Templer und Arikawas (296 bis 300)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (296 bis 297)

Zitat Hunt und Sternberg (2006) (297 bis 298)

Zitat Jensen (2006) (299)

Zitat Kanazawa (2008) (299 bis 300)

Zitat Templer (2008) (299 bis 300)

Sinnabschnitte von Templer (2008)

Handlungen und Operationen im Teil Introduction (1 bis 75)

Vorstellung der Grundpositionen r-K Konzepts und der Differenziellen K Theorie (2 bis 10)

Zitat Rushton (1985, 1990) (2 bis 4)

Zitat wörtlich Rushton (1985) (4 bis 5)

Zitat Mac Arthur und Wilson (1967) (5 bis 7)

Zitat Wilson (1975) (5 bis 7)

Vorstellung Eigenschaften von r und K Strategen (Tierarten) (7 bis 14)

Zitat Mac Arthur und Wilson (1967) (7 bis 10)

Zitat Wilson (1975) (7 bis 10)

Zitat Pianka (1970) (10 bis 14)

Zitat Wilson (1975) (10 bis 14)

Beleg mit K auch Differenzierung innerhalb von Spezien möglich (14 bis 15)

Zitat Rushton (1985)

Argument Rushton's Vorhersagen von Forschung bestätigt (16 bis 24)

Konklusion (16)

Indiz 1: Verweis auf Studien Rushton (1990, 1995, 2004) und Rushton, Bons, & Hur (in Druck)

Indiz 2: Zitat Bogaert and Rushton (1989) (17 bis 24)

Argument Rushton' Vorhersagen von anderer Forschung bestätigt (25 bis 35)

Konklusion (25)

Indiz 1: Zitat Ellis (1988) (25 bis 27)

Indiz 2: Zitat Rowe, Rodgers, Meseck-Bushey und St. John (1989) (27 bis 30)

Indiz 3: Rowe and Flannery (1994) (30 bis 33)

Indiz 4: Zitat Rowe, Vazsonyi und Figueredo (1997) (33 bis 35)

Begründung Erbllichkeit K (35 bis 45)

Zitat Figueredo, Vasquez, Brumbach, and Schneider (2004) (35 bis 40)

Zitat Figueredo, Vasquez, Brumbach und Schneider (2007) (40 bis 45)

Begründung der Rangreihung Ostasiaten, Europäer und Afrikaner anhand r-K Konzept (46 bis 54)

Zitat Rushton (1995) (47 bis 54)

Beleg Ostasiaten niedrigste Rate sexuell übertragbare Krankheiten (52 bis 54)

Zitat Rushton und Bogaert (1989)

Herstellung Bezüge r-K Theorie und Intelligenz IQ (55 bis 59)

Zitat Rushton (2004)

Zitat Rushton (2004) und Lynn (1991, 2006)

Begründung Zusammenhang Intelligenz (IQ) und Hautfarbe (59 bis 66)

Zitat Templer und Arikawa (2006) Definition Hautfarbe (61 bis 62)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (62 bis 66)

Begründung Annahme eines Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Hautfarbe in Afrika, Asien und Europa (66 bis 69)

Erwähnung Kritiker und Verteidiger an Annahme eines Zusammenhangs zwischen Intelligenz und Hautfarbe (69 bis 71)

Zitat Templer und Arikawa (2006)

Hunt und Sternberg (2006)

Jensen (2006)

Kanazawa (2008)

Ziele und Vorgehen der Studie (72 bis 75)

Handlungen und Operationen im Teil Method (76 bis 95)

Begründung Länderauswahl (77 bis 78)

Zitat Templer und Arikawa (2006)

Begründung Daten repräsentieren indigene Bevölkerung (78 bis 80)

Zitat Cavalli-Sforza, Menzoni und Piazza (1994).

Quellenangabe Daten zu life expectancy, infant mortality und HIV/AIDS (80 bis 82)

CIA World Factbook

Quellenangabe zu mittlerer IQ von Ländern und GDP (82 bis 84

Zitat Lynn und Vanhanen (2002, 2006)

Angabe Anzahl Länder mit geschätzten berechneten mittleren IQs (84 bis 86)

Zitat Lynn und Vanhanen (2002, 2006) (84 bis 85)

Zitat Templer und Arikawa (2006) (85 bis 86)

Erwähnung Kritik an IQ Schätzungen für Länder und Widerlegung der Kritik (87 bis 91)

Zitat Hunt und Sternberg (2006) (87 bis 88)

Zitat Templer und Arikawa (ohne Jahreszahl) (88 bis 89)

Zitat Lynn (2006) (90 bis 91)

Angabe semantisches Differential Hautfarbe (91 bis 92)

Zitat Biasutti (1967)

Begründung des Vorgehens beim Rating der Hautfarben (92 bis 95)

Zitat Biasuti (ohne Jahreszahl) (92 bis 93)

Templer und Arikawa (ohne Jahreszahl) (93 bis 95)

Handlungen und Operationen im Teil Results (96 bis 110)

Angabe Mittelwerte und Standardabweichungen (97 bis 99)

Angaben zu den Daten in Tabelle 1 (99 bis 100)

Erklärung Ergebnisse der Korrelationsstudie (100 bis 105)

Angaben zu Ergebnisse der Hauptkomponentenanalyse (105 bis 110)

Handlungen und Operationen im Teil Discussion (111 bis

Interpretation der Ergebnisse auf eine erbliche Dimension (K) (112 bis 120)

Zitate Rushton (1985, 1990, 2004) (114 bis 116)

Figueredo et al. (2004, 2007)

Rushton et al. (in Druck).

Interpretation der Ergebnisse auf HIV/AIDS Ansteckungsrate als Populationseigenschaft (116 bis 118)

Zitate Rushton and Bogaert (1989)

Erwähnung Kritik an verwendete Daten (121 123)

Zitat Hunt und Sternberg (2006)

Relativierung Kritik der verwendeten IQ Daten (123 bis 124)

Zitat Lynn und Vanhanen (2006)

Begründung einer evolutionären Absicherung der Ergebnisse (124 bis 129)

Zitat Corovic, Rushton und Tenjevic (2008) (127 bis 128)

Begründung Studienergebnisse sprechen für ein biologisches Substrat (129 bis 135)

Zitat Figueredo et. at (2004, 2007) (132 bis 135)

Begründung der Wichtigkeit der Variablen Hautfarbe (136 bis 138)

Zitat Templer und Arikawa (2006)

Anknüpfung Studienergebnisse an Genetik (138 bis 140)

Zitat Jensen (2006)

Begründung Zusammenhänge IQ und skin color über verschiedene ‚Rassen‘ (140 bis 142)

Zitat Jensen (1998); Rushton (2008); Rushton & Jensen (2005):

Diskussion evolutionäre Erklärungen in der Persönlichkeitsforschung r-K Konzept (143 bis 157)

Zitat (Jensen, 1998) und (Rushton, (2004) (143 bis 147)

Zitat Figueredo et al. (2006) (147 bis 155)

Sinnabschnitte von Templer und Arikawa. (2006)

Handlungen und Operationen im ersten Teil⁶⁷

⁶⁷ Kapitel 1 ist in dem Artikel der Abschnitt Method. Normalerweise beginnt ein Artikel mit dem Abschnitt Introduction.

Stützung und Erklärung der These: Menschen aus kälteren Ländern seien intelligenter als Menschen aus wärmeren Ländern (1 bis 5)

Zitat Rushton (1995, 1997, 2000) und Lynn (1991) (1 bis 3)

Erklärung der Ursache für die klimatischen Intelligenzunterschiede (3 bis 5)

Hinweis auf die Lücke fehlender quantitativer Daten klimatischer Intelligenzunterschiede bei Rushton und Lynn (5 bis 6)

Ziele und Hypothese der Studie (6 bis 10)

Herstellung einer Verbindung zwischen Hautfarbe und Klima (10 bis 12)

Begründung eines Zusammenhangs zwischen Temperatur, Hautfarbe und IQ anhand der Kopfgröße (12 bis 20)

Zitat Beals, Smith, and Dodd (1984) (12 bis 17)

Zitat Jensen (1998) (17 bis 20)

Begründung der Verwendung des gross domestic product (GDP) (21 bis 34)

Zitat Lynn und Vanhanen (2002)

Erklärung Länder verwendet mit hauptsächlich indigener Bevölkerung (34 bis 39)

Zitat Cavalli-Sforza, Menzoni und Piazza (1994)

Handlungen und Operationen im Teil 1. Method (40 bis 79)

Quellenangabe IQ und GDP (41 bis 42)

Zitat Lynn und Vanhanen (2002)

Begründung 129 Länder verwendet und nicht 185 wie Lynn und Vanhanen (42 bis 47)

Angaben zur Berechnung Lynn und Vanhanen's mean IQ (47 bis 53)

Begründung Schätzung 81 mittlerer IQs von 185 von Nachbarländern bei Lynn und Vanhanen bzw. 74 von 129 in der Studie (53 bis 58)

Zitat Lynn und Vanhanen (2002) (53 bis 55)

Verweis auf Tabelle 4 (57 bis 58)

Angaben zur Berechnung der Variable Hautfarbe (59 bis 69)

Zitat Biasutti (1967) (59)

Angabe zur Berechnung der Temperaturdaten in nördlichen und südlichen Hemisphäre (70 bis 79)

Zitat Pearce und Smith (1998)

Handlungen und Operationen im Teil 2 Results (80 bis 133)

Angaben zu Daten in Tabelle 1 (81 bis 83)

Angaben zu Daten in Tabelle 2 (84 bis 85)

Angaben zu Daten in Tabelle 3 (85 bis 86)

Beschreibung der Ergebnisse in Tabelle 4 (86 bis 96)

Beschreibung der Ergebnisse der Regressionsanalysen (97 bis 102)

Begründung Gewichtung IQ Daten nach Bevölkerungsanzahl (z.B.: China und Estland) zu gewichten unnötig (103 bis 111)

Begründung geringerer Korrelationen zwischen IQ, skin color, per-capita income und temperature in Afrika als im Rest der Welt (112 bis 133)

Handlungen und Operationen im Teil 3 Discussion (134 bis 238)

Bestätigung von Rusthon und Lynns These, dass IQ in kälteren Klima höher sei (135 bis 138)

Diskussion Korrelation IQ mit Höchsttemperaturen im Winter höher als mit den niedrigsten Wintertemperatur (139 bis 142)

Klarstellung Korrelation IQ mit GDP per capita vom gleichen Ausmaß als Korrelation von IQ und Wintertemperatur (142 bis 144)

Herstellung Verbindung Korrelationen IQ, skin color und temperature und der Korrelation mit cranial capacity und distance from equator (144 bis 146)

Zitat Beals et. al. (1984)

Begründung skin color als biologische Größe (146 bis 148)

Begründung Relevanz der Korrelation zwischen skin color und IQ (148 bis 149)

Diskussion skin color höher mit IQ korreliert als mit Temperatur (150 bis 157)

Klarstellung Ergebnisse stützen Rushton und Lynns These von höherem IQ in kälteren Klima aber keinen evolutionären Prozess (157 bis 163)

Alternative Erklärungsmöglichkeit der Studienergebnisse (164 bis 176)

Zitat Diamond (1997)

Relativierung der Alternativen Erklärung (176 bis 181)

Zitat Beals et al (1984)

Begründung skin color als klimabezogene Variable (182 bis 184)

Begründung einer biologischen Grundlage vom IQ (184 bis 187)

Erwähnung verschiedener Schwächen des IQ als Vorwegnahme möglicher Kritik (187 bis 193)

Klarstellung Ergebnisse im Einklang mit Lynn und Rushton (193 bis 195)

Argumentation genetische Ursachen für Unterschiede zwischen Afrika und den Rest der Welt (196 bis 201)

Konklusion (196 bis 197)

Indiz Zitat Jensen (1998) (198 bis 201)

Begründung Einteilung physische Merkmale in Afrikaner und Nichtafrikaner entspricht Rassenkonzepten physikalischer Anthropologen (201 bis 203)

Begründung Einschränkung Ergebnisse Bestätigung genetische Determination von Unterschieden (203 bis 210)

Zitat Osantokun et al., (1987)

Begründung Gültigkeit Schätzung IQ Daten von Nachbarländern

Zitat Lynn und Vanhanen (2002)

Begründung Vergleichbarkeit IQ Daten verschiedener Länder

Zitat Flynn (1987) Flynn Effekt

Begründung Vergleichbarkeit von Hautfarben verschiedener Länder

Zitat Biasutti (1967)

H: Tabellen der am öftesten zitierten Texte in den Studien

Mehrmals zitierte Studien bei Rushton und Templer (2009):

AutorInnen	Titel	Genre	Bezug	Anzahl Zitierungen
Barnett, S. M., & Williams, W. (2004).	National intelligence and the Emperor's new clothes.	Studie	Kritik	2
Gelade, G. A. (2008).	The geography of IQ.	Studie	Stützung	2
Kanazawa, S. (2008).	Temperature and evolutionary novelty as forces behind the evolution of general intelligence.	Studie	Stützung	2
Lynn, R., & Vanhanen, T. (2002).	IQ and the wealth of nations	Buch	Stützung	2
Rushton, J. P. (1995).	Race and crime: International data for 1989–1990.	Studie	Stützung	2
Hunt, E., & Sternberg, R. J. (2006).	Sorry, wrong numbers: An analysis of a study of a correlation between skin color and IQ.	Kommentar	Kritik	3

Jensen, A. R. (2006).	Comments on correlation of IQ with skin color and geographic-demographic variables.	Kommentar	Stützung	3
Templer, D. I. (2008).	Correlational and factor analytic support for Rushton's differential K life-history theory.	Studie	Stützung	4
Templer, D. I., & Arikawa, H. (2006).	Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.	Studie	Stützung	5
Lynn, R., & Vanhanen, T. (2006).	IQ and global inequality.	Studie	Stützung	6

Mehrmals zitierte Studien bei Templer (2008):

AutorInnen	Titel	Genre	Bezug	Anzahl Zitierungen
Jensen, A. R. (1998).	The g factor.	Buch	Stützung	2
Jensen, A. R. (2006).	Comments on correlation of IQ with skin color and geographic-demographic variables.	Kommentar	Stützung	2
Lynn, R. (2006).	Race differences in intelligence: An evolutionary analysis.	Buch	Stützung	2
Lynn, R., & Vanhanen, T. (2006).	IQ and global inequality.	Buch	Stützung	2
Rushton, J. P., & Bogaert, A. F. (1989).	Population differences in susceptibility to AIDS: An evolutionary analysis.	Studie	Stützung	2
Rushton, J. P., Bons, T. A., Hur, Y. -M. (in press).	The genetics and evolution of the general factor of personality.	Studie	Stützung	2
Wilson, E. O.	Sociobiology: The	Buch	Stützung	2

(1975).	new synthesis. Cambridge, MA: Harvard			
Figueredo, A. J., Vasquez, G., Brumbach, B. H., & Schneider, S. M. R. (2004).	The heritability of life history strategy: The K-factor, co- vitality, and per- sonality.	Studie	Stützung	3
Figueredo, A. J., Vasquez, G., Brumbach, B. H., & Schneider, S. M. R. (2007).	The Kfactor, covitality, and per- sonality: A psy- chometric test of life history theory.	Studie	Stützung	3
Hunt, E., & Stern- berg, R. J. (2006).	Sorry, wrong num- bers: An analysis of a study of a correlation be- tween skin color and IQ.	Kommentar	Kritik	3
Rushton, J. P. (1990).	Sir Francis Galton, epigenetic rules, genetic similarity theory, and human life history analysis.	Studie	Stützung	3
Rushton, J. P. (1995).	The race, evolution and behavior: A life history perspec- tive.	Buch	Stützung	2
Rushton, J. P. (1985).	Differential K theo- ry: The sociobiolo- gy of individual and group differences.	Studie	Stützung	2
Templer, D. I., & Arikawa, H. (2006).	Temperature, skin color, per capita income, and IQ: An international perspective.	Studie	Stützung	8

Mehrmals zitierte Studien bei Templer und Arikawa (2006):

AutorInnen:	Titel:	Genre:	Bezug	Anzahl Zitatio- nen:
Biasutti, R. (1967).	Le Razze e i Popo- li Della Terra.	Buch	Stützung	2

Jensen, A. R. (1998).	The g factor. Westport,	Buch	Stützung	3
Beals, K. L., Smith, C. L., & Dodd, S. M. (1984).	Brain size, brain morphology, cli- mate, and time machines.	Studie	Stützung	3
Lynn, R., & Van- hanen, T. (2002).	IQ and the wealth of nations.	Buch	Stützung	4

I: Nominationsstrategien der Studien

Nominationsstrategien bei Rushton und Templer (2009)

Benennung nach Hautfarbe

Blacks (76)

Whites (77)

Black population in the US (279)

Eine Benennung nach Hautfarben erfolgte bei Asiaten nicht. Beispielsweise ist von East Asians (78) die Rede, was eher eine Art Herkunftsbezeichnung ist.

Benennung nach Kontinenten

African Americans (70)

East Asians Americans (71)

European Americans (72)

population that was African American (91, 95)

population that was African American (95)

48 European countries (102),

41 European countries (106)

45 European countries (212)

European countries (215)

Benennung nach Regionen

East Asians (78)

Afro-Caribbean (79)

12 East Asian countries (101)

28 African and Caribbean countries (102);

12 East Asian countries (106)

23 African and Caribbean countries (107)
7 East Asian countries (110, 212)
45 Caucasian countries (111)
22 Afro-Caribbean countries (111, 213)
East Asian countries (214)
African and Black Caribbean countries (214)
sub-Saharan African countries (226)
African Caribbean countries (278)
East Asian populations (280)
Northeast Asia (285)
central Europe (285)
sub-Saharan Africa (286)
Caribbean countries (288)

Als Region gilt die Karibik, wobei Afrika und die Karibik öfter zusammengezogen sind. Etwas unklar ist die Bezeichnung caucasian countries. Der Kaukasus ist an und für sich eine Region. Allerdings auch eine Bezeichnung für Weiße (Sternberg, Grigorenko und Kidd, 2005, S. 52).

Benennung nach Ländern

Angola(228)
Benin(228)
Botswana (228)
Burkina Faso(228)
Cote d'Ivoire(228)
Ethiopia (228)
Gambia (229)
Ghana (229)
Madagascar (229)
Malawi (229)
Mauritania (229)
Namibia (229)
Niger (230)
South Africa (230)
Swaziland (230)
Tanzania (230)
Uganda (230)

Zambia (230)
Zimbabwe (231)

Allgemeine Benennungskriterien

geographic neighbors (20)
University students (50)
criminals (55)
non criminals (58)
adolescents (59)
siblings (61, 69)
individuals (69)

Verwendung des Wortes Rasse

three macro races (212)
race (254),
mixed race ancestry (266)
races (269, 270)

unklare Benennungskriterien

White/Amerindian countries 289

Was White/Amerindian countries sind, geht aus der Studie nicht hervor. Wahrscheinlich sind das Länder mit einer indianischen Ursprungsbevölkerung, in denen heute die Mehrheit der Bevölkerung weiß ist.

Allgemeine Benennungskriterien

geographic neighbors (20)
University students (50)
criminals (55)
non criminals (58)
adolescents (59)
siblings (61, 69)
individuals (69)

Die Benennungen nach Kontinenten sind wahrscheinlich Rassebezeichnungen, weil bei Rushton und Templer (2009, S. 345) dazu steht: "We examined the variables separately for each of the three macro-races: 7 East Asian countries; 45 European countries,

and 22 Afro-Caribbean countries.”

Nominationsstrategien bei Templer (2008)

Benennung nach Ethnie

Serbian Roma (Gypsy) (127)

Unter Ethnie wird hier eine Gruppe verstanden, die sich aufgrund einer gemeinsamen Kultur (Bräuche, Sitten, usw.), Sprache usw. definiert bzw. definiert wird.

Benennung nach Kontinenten

Europeans (48)

Africans (48)

East Asians (49)

Africa (68)

Asia (68)

Europe (69)

Allgemeine Benennungskriterien

University students (17)

Criminals (26)

Adolescents (28)

Individuals (35)

Siblings (35)

population (53, 57)

Countries (77)

Three graduate students (93)

Verwendung des Rassebegriffs

Race 133

People of mixed-race ancestry (141)

Nominationsstrategien Templer und Arikawa (2006)

Benennung nach Hautfarbe

Negroid (155, 199, 201)

Black African (196)

Black African countries (113, 116, 123, 125, 127)

Non Negroid (201)

Benennung nach Ethnie

indigenous peoples (044)

Dessert Amerindians (155)

Mongoloid (156, 199)

Die Bezeichnung Mongoloid ist hier schwer zu kategorisieren. Mit Mongoloid sind wahrscheinlich Asiaten aus dem Osten gemeint (Chinesen, Japaner und auch Mongolen). Nicht aber die Mongolen speziell.

Benennung nach Kontinent

Countries in North and South America (44)

Africa (206, 208)

Benennung nach Regionen

countries south of the sahara dessert (030)

Caribbean (45)

Caucasoids (199)

Benennung nach Ländern

Australia (044)

New Zealand (44)

Israel (046)

China (104)

Estonia (104)

Angola (116)

Benin (116)

Botswana (116)

Burkina Faso (117)

Burundi (117)

Cameron (117),

Central African Republic (117)

Chad(117)

Congo (117)

Congo (Zaire) (118)

Cote d'Ivoir (118)

Djibouti (118)
Equatorial Guinea (118)
Eritrea (118)
Ethiopia (119)
Gabon (119)
Gambia (119)
Ghana (119)
Guinea (119)
Guinea-Bissau (119)
Kenya (119)
Lesotho (119)
Liberia (119)
Malawi (120)
Mali (120)
Mozambique (120)
Namibia (120)
Niger (120)
Nigeria (120)
Rwanda (120)
Senegal (120)
Sierra Leone (120)
Somalia (121)
South Africa (121)
Sudan (121)
Swaziland (121)
Tanzania (121)
Togo (121)
Uganda (121)
Zambia (121)
Zimbabwe (122)
Norwegians (218)
Swedes (218)
Italians (219)

Allgemeine Benennungskriterien

Ethnic groups (001, 002)

members of a population (004)

populations (024, 107, 107, 111)
countries (032, 048, 054, 055, 064, 71, 73, 73, 74, 85, 088, 103, 114, 123, 127, 132, 133,
213, 236)
neighboring countries (055, 215, 216)
Physical anthropologist (060)
three graduate students (064)
raters (068)
People (151)

Verwendung des Rassebegriffs

races (203)

J: Prädikative Strategien der Studien

Variablen bei Rushton und Templer (2009)

Violent crime (3, 45, 114, 241, 260, 289)
national IQ (3, 7, 15, 16, 19, 22, 24, 45, 115, 146, 148, 153)
national income (8, 46, 116, 246, 247, 268, 271)
adult literacy (8)
enrollment in higher education (9)
life expectancy (9, 13, 47, 117, 176, 197, 206, 245)
democratication (10)
IQ (12, 37, 20, 49, 150, 155, 195, 204, 243, 248, 253, 264, 265, 270)
birth rate (12, 47, 116, 177, 196, 205)
infant mortality (12, 47, 116, 177, 197, 206)
HIV/AIDS (12, 48, 117, 178, 198, 206, 209, 244)
skin color (13, 32, 35, 38, 46, 115, 183, 185, 197, 206, 245, 257, 259, 265, 265)
Gross Domestic Product (GDP) (13, 34, 163, 171, 253)
educational achievement (17, 26)
national average temperature (23)
atheism (25)
scientific productivity (28)
value orientation (30)
mean high winter temperature (39)
mean low winter temperature (40)
crime (49, 217, 220, 221, 232, 235, 244, 269)
delinquency (63)

sexuality (63)
impulsivity (64)
deceitfulness (64)
rebelliousness (65)
negatively on parental affection (65)
encouragement of achievement (66)
murder (120, 126, 241)
rape (120, 129, 196, 205, 242)
serious assault (121, 130, 196, 205, 242)
PPP-GNI (158, 165, 171, 174 168, 174 198, 258)
Homicide (196, 205)
PPP-GNI (198, 258)
PPI-GNP (207, 213)
country's IQ score (243)
economic freedom (250)
PPP-GNI (258)
racial IQ (270)
wealth (274, 276)

Variablen bei Templer (2008)

sexuality (31)
delinquency (31)
impulsivity (32)
deceitfulness (32)
rebelliousness (32)
parental affection (33)
encouragement of achievement (33)
brain size (55 ,59)
geographic latitude (60)
IQ (60, 62, 63, 64, 65, 84, 85, 86, 88, 90, 92, 100, 110, 143)
skin color (61, 64, 74, 90, 92, 102, 104, 111, 133, 139, 143)
mean high winter temperature (63)
mean low winter temperature (64)
gross domestic product per capita (GDP) (66, 76, 84, 101, 105, 112, 133)
r-K related variables (73)
mean IQ (74, 85)

birth rate (74, 81, 100, 106, 110, 115, 139)
infant mortality (74, 82, 100, 107, 111, 115, 140)
life expectancy (74, 81, 100, 106, 111, 116, 139)
rate of HIV/AIDS (74, 82, 101, 106, 111, 115, 120)
General intelligence (116)

Variablen bei Templer und Arikawa (2006)

IQ (007, 013, 022, 023, 023, 081, 87, 092, 093, 094, 095, 096, 097, 105, 114, 128, 135, 137, 138, 142, 143, 144, 149, 150, 153, 188, 206)
temperature (007, 011, 013, 114, 135, 145, 148, 153, 183)
mean winter temperatures (008)
mean summer temperatures (009)
skin color (010, 084, 090, 093, 098, 101, 108, 114, 128, 144, 146, 149, 152, 154, 182, 184, 185, 188, 189, 232, 234)
GDP (021, 024, 83, 84, 091, 096, 100, 101, 108, 129, 143)
Malnutrition (027, 192, 207)
Inadequate prenatal/perinatal and other health care (027)
Genetic potential (028)
Winter mean high temperature (081)
Summer mean low temperature (083)
Mean IQ (084, 088)
Mean temperatures (084)
Winter temperatures (090, 137, 144)
Mean winter temperatures (091)
Mean summer temperatures (092)
Mean winter high temperature (094, 098,)
Mean winter low temperature (095, 098)
Mean summer high temperature (099)
Mean summer low temperature (099)
Winter high (108)
Winter low (109)
Summer low (109)
Summer high (109)
Per capita income (114)
Winter low temperature (129, 140)
Winter high temperature (130, 139)
Summer low temperature (130)

Summer high temperature (130, 131)

Summer temperatures (138)

Intelligence (152)

Tropical diseases (192)

Inadequate medical care (193)

Disease (207)

Inferior prenatal care (207)

Inferior perinatal care (207)

K: Variablen mit Eigenschaften

Variableneigenschaften bei Rushton und Templer (2009)

skin color a more biological influenced variable (33)

GDP a more culturally influenced variable (34)

biological variable (skin color) (257)

economic variable (PPP-GNI) (257)

racial IQ (270)

Variableneigenschaften bei Templer (2008)

biological variable (skin color) (130)

Variableneigenschaften bei Templer und Arikawa (2006)

Skin color is also a biological variable (185)

Zusammenfassung:

Das Thema dieser Diplomarbeit ist Rassismus in der Intelligenzforschung. Das Ziel dieser Arbeit war es zu klären, wie Rassismus im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz mit Wissenschaft verbunden ist. Zur Erreichung dieses Zieles wählte ich wissenschaftliche Studien aus. Diese Studien unterzog ich einer Diskursanalyse. Die Auswahl und Untersuchung der Texte erfolgte mit der Hilfe der Kritischen Diskursanalyse von Siegfried Jäger (vgl. Jäger, 2009), der Diskurshistorischen Methode um Ruth Wodak (vgl. Reisigl & Wodak, 2001) und den Arbeiten zur Diskurstheorie von Michel Foucault (vgl. Foucault, 1995). Vor dieser Analyse wurden theoretische und historische Aspekte des Diskurses zur Erbllichkeit von Intelligenz aufgearbeitet. Außerdem war es notwendig zu klären, was in dieser Arbeit unter Rassismus und Diskurs zu verstehen ist. Am deutlichsten zeigte sich die Verwobenheit von Wissenschaft und Rassismus im Diskurs zur Erbllichkeit von Intelligenz bei den Variablen, die in den untersuchten Texten zur Unterscheidung von ‚Rassen‘ verwendet wurden. Die Quantifizierung von Merkmalen durch Variablen ist eine übliche Praxis in der Psychologie und gilt als wissenschaftlich. Andererseits erfolgte in den untersuchten Texten anhand dieser Quantifizierung die Bildung von Hierarchien zwischen Menschengruppen. Die Hierarchisierung zwischen Menschengruppen mit Merkmalen ist ein Zeichen von Rassismus.

Abstract:

The topic of this diploma thesis is racism within the field of intelligence research. The goal of this paper was to determine how racism and science are connected in discourse concerning heredity of intelligence. In order to reach this goal, I selected psychological studies for analysis. With these studies I conducted a discourse analysis. The selection of the texts and the examination was done with Critical Discourse Analysis from Siegfried Jäger (Jäger, 2009), the discourse historical analysis from Ruth Wodak (Reisigl & Wodak, 2001), and the works to discourse theory from Michel Foucault (Foucault, 1995). Preceding this analysis I prepared historical and theoretical aspects from this discourse. Before conducting the examination it was also necessary to clarify how the terms racism and discourse are understood in this paper. The connection between science and racism in the discourse of heredity of intelligence is most prominent clearly by the variables used to distinguish different 'races' in the analysed studies. The quantification of characteristics with variables is a common practice in psychology and is scientific. However, this quantification in the examined studies has resulted in the formation of hierarchies between groups of men. The formation of hierarchies between groups of men is a sign of racism.

Florian Preinfalk
Hermannngasse 2a/203
1070 Wien

Lebenslauf:

Persönliche Daten:

Geburtsdatum:	08.09.1979
Geburtsort:	Bad-Ischl
Staatsbürgerschaft:	Österreich

Ausbildung:

1986-1990	Volksschule in Gallneukirchen
1990-1994	Hauptschule in Gallneukirchen
1994-1995	Polytechnische Schule in Gallneukirchen
1995-1998	Berufsschule 9 in Linz
1999-2003	Bundeshandelsakademie Linz
2003-dato Wien	Studium Psychologie an der Universität

Berufslaufbahn:

1995-1998	Lehrausbildung als Buchbinder in der Druckerei Friedrich VDV
1998-1999	aktive Arbeitssuche
1999-2003	Sachbearbeiter bei der Sparkassenbetriebsgesellschaft
2007- dato	Angestellter bei der Österreichischen HochschülerInnenschaft der Universität Wien